Hyg.
b.
100.
3.

L.VII. 95. C.

Hyg. a. 100/3.

Der unterhaltende Arzt

über

Gesundheitspflege, Schönheit, Medicinalwesen, Religion und Sitten,

Von

D. Johann Clemens Tode

Königl. Hofmedikus und Professor an der Universität zu Kopenhagen.

Viertes Bändchen.

BIBLIOTHECA CIVITATIS BABENBERGENSIS.

Worin unter andern Beyträge zu einer moralischen Materia medica vorkommen.

Kopenhagen und Leipzig,

bey Faber und Nitschke, 1789.

Vorrede.

Der Beyfall, mit welchem man diese kleine Schrift überhaupt und meinen Plan, nemlich mich nicht in das Kurirwesen einzulassen, insonderheit beehrt hat, ist eine kräftige Ermunterung für mich, auf dieser Bahn fortzuwandern, so wie denn auch die Verleger, deren Stimme in solchen Sachen gerne Volksstimme ist, durch fleißiges Mahnen mich in der schmeichelnden Vorstellung, daß die Fortsetzung dem deutschen Publikum willkommen seyn dürfte, bestärkt haben.

Ich

Ich nehme also den Wanderstab wieder in die Hand, und schreite fort, bis daß die Verleger mir freundschaftlich rathen, nicht weiter zu gehen.

Immer bereit neue Wege einzuschlagen, immer lüstern mich in neue Abenteuer zu wagen, habe ich auch diesmal einen Versuch eingerückt, dessen Erfolg ich nun erwarte. Ich habe, hoffentlich in einem **unterhaltenden** Tone über **unterhaltende Bücher** theils als Dilettante in den schönen Wissenschaften, theils als Arzt Urtheile gefället, und die ersten fertiggewordenen Proben dem **unterhaltenden** Arzte einverleibet. Sollte ein Buchhändler in Deutschland daran etwas zu spekuliren finden, so werde ich es bey diesem Versuch nicht bewenden lassen, sondern eine Art von Bibliothek daraus machen, und Auszüge aus noch nicht übersezten Romanen u. d. gl. einmischen.

Inhalt

Inhalt des ersten Bändchens.

Beyträge zu einer moralischen Materia medika, oder literarisch medicinische Würdigung alter und neuer unterhaltender Bücher. S. 1

I. Physiognomische Reisen. Voran ein physiognomisches Tagebuch Heftweise herausgegeben. 7

II. Einer jüngern Sophie Reisen, — aber nicht von Memel nach Sachsen. 12

III. Begebenheiten des Peregrine Pickle, worinnen zugleich die Geschichte eines vornehmen Frauenzimmers enthalten ist. Aus dem Englischen übersezt, vier Theile. Wer nachzuahmen sucht, der muß in seinen Bildern auf Welt und Sitten sehn und nach der Wahrheit schildern. 17

IV. Peregrine Pickle, neu übersezt. Respicere exemplar vitae morumque jubebo doctum imitatorem et veras hinc ducere voces. Hor. 25

V. Ueber die Einsamkeit. Von Johann Georg Zimmermann, Königl. Grosbritanischem Hofrath und Leibarzt, vier Theile. 31

VI. Die Durchleuchtige Syrerin Aramena. Der erste Theil: Der erwehlten Freundschaft gewidmet. — Der zweyte Theil: der beschwiegerten Freundschaft gewidmet. — Der dritte Theil: Der Blutsfreundschaft gewidmet. — Der vierte Theil: Der vermählten Freundschaft gewidmet. — Mesopotamische Schäferey oder die Durchleuchtige Syrerin Aramena; der fünfte und lezte Theil: Der unbekannten Freundschaft gewidmet. 37

VII. Aramena, eine syrische Geschichte — ganz für unsere Zeiten umgearbeitet von S(ophie) A(lbrecht). 43

VIII. Lustspiele von J. F. Jünger. Erster Theil. Die Badekur. Freundschaft und Argwohn. 44

Ein artiger Vorschlag, den vielen schweren Geburten abzuhelfen. 53

Von dem wunderbaren Arzte. 59

Grünende Pflanzen und grünende Bäume werden bestens empfohlen 63

Von Begräbnissen in Kirchen und auf Kirchhöfen in Städten. 67

Ein Vorschlag für die praktischen Aerzte, eine sehr bequeme Anordnung die Diät betreffend. 97

Fortsetzung des Seite 64. abgebrochenen Auffsatzes. 99

Merkwürdige Entdeckung eines für geheim ausgegebenen Mittels. 103

Das beste Mittel wundgestoßene Schienbeine zu heilen. 104

Von medicinischen Gesellschaften und wahrer fruchtbringender kollegialischer Mittheilung praktischer Aerzte. 105

Vom Aderlassen am Fuß. 121

Vom Nachlaß der Hospitalkranken. 129

Von Betten und Kissen. 133

Eine Wiederbelebung. 138

Ein Wörtlein an Herrn Hofrath Gruner 148

Das Hauskreuz zu Kiöge. Ein Beytrag zur Geschichte der Hexenprocesse. 149

Beyträge
zu einer
moralischen Materia medika
oder
literarischmedicinische Würdigung alter und neuer unterhaltender Bücher.

Ein Versuch.

Ein paar Worte an den Leser.

Unstreitig gehört alles, was auf die Seele, und dadurch wieder auf den Körper wirkt, mit zur Materia medika, mit in die Rüstkammer des praktischen Arztes. —

Wie viel die Aufmunterung des Geistes zur Befestigung, und gar zur Wiederherstellung der Gesundheit beyträgt, ist allen meinen Lesern gewiß bekannt.

Was Leidenschaften, durch ihren Einfluß auf das Nervensystem, auf den Kreislauf der Säfte, auf das Zwerchfell und die darunter belegene große Seifensiederey, und auf allerley andere Functionen im Körper, auszurichten vermögen, davon haben die Aerzte Beyspiele zu ganzen Hunderten aufgezeichnet. Freylich thun die Gemüthsbewegungen nur gar zu oft Schaden; aber sie schaffen auch nicht selten Nutzen: und könnten recht vielen stiften, wenn man sie mehr zu brauchen beliebte, und sie recht zu brauchen verstünde.

Alles was das Gemüth auf eine andere, nicht unangenehme Art beschäftigt, thut wichtige Dienste bey Kranken, die mit Schmerzen und andern Leiden, oder wenigstens mit Langerweile, zu kämpfen haben, und deren Quaal so sehr dadurch vermehrt wird, daß sie mit ihrem ganzen, noch übri-

gen Denkungsvermögen an ihrem traurigen Zustande kleben und sich recht daran weiden. Ist es also nicht Pflicht für den Arzt, der seines Namens würdig, und nicht bloß der Arzneyverschreiber, sondern auch der Freund und Wohlthäter seiner Kranken seyn will, solchen Unglückseligen dasjenige anzurathen, was zu ihrer Zerstreuung mit Sicherheit dienen kann?

Dann thut auch der moralische Charakter, die Denkungsart, die gewöhnlichste Verfassung oder die Lieblingslage, (man verzeihe mir den Ausdruck,) des Gemüths unendlich viel zur Begünstigung oder Abwendung des Krankwerdens, zur Schärfung oder Milderung der Beschwerden, zum Sinken oder Stehen des Muths und der Lebenskräfte.

Was trägt aber wohl zur rechten Ausbildung der Seele, zu ihrer Bereicherung mit Vorstellungen und Grundsätzen, zu ihrer leichtern Stimmung zu Neigungen und Abneigungen, die dem Physischen zur Sicherung, Rettung und Erleichterung so sehr zu statten kommen, mehr bey als Lesen?

Und welche Lektüre ist in dieser Absicht die heilsamste? Meines geringen Bedünkens die unterhaltende.

Die bloßerdings unterrichtenden und belehrenden philosophischen, moralischen und Religionsbücher haben unläugbar ihren herrlichen Nutzen. Jedoch

doch ein solcher Ton findet bey den meisten Sterblichen lange nicht so vielen Eingang, als der unterhaltende. Diese Klasse von Lectüre ist Nahrung, jene Arzney für das Gemüth.

Unterhaltende Schriften also, wahre oder erdichtete Geschichten, Reise- und Länderbeschreibungen, Schauspiele, Gedichte u. s. w. gehören also zur moralischen Materia medica, zu Mitteln, von welchen der kluge Arzt eben sowohl und eben so glücklich Gebrauch machen kann, als von den übrigen.

Sonderbar genug, daß noch niemand, so viel ich weiß, den Einfall gehabt hat, dies Feld zu bearbeiten, und Bücher als Arzneyen oder Gifte für den Körper zu beurtheilen.

Ich wage es, den ersten Versuch zu machen, und liefert hier eine kleine Sammlung von solchen Beurtheilungen. Doch habe ich für nöthig erachtet, eine literarische Kritik vorangehen zu lassen, theils um dies mein Arzneybüchlein desto mehr unter die Leute zu bringen, und also in einem weitern Kreise, als sonst zu erwarten wäre, nützlich zu seyn, theils auch um den Herren Verfassern der recensirten und ähnlicher Werke, ein Wort, meinet- und ihrentwegen, zu sagen.

Die erste Veranlassung zu diesem neuen Geschäfte war übrigens die Anschaffung eines Vorraths von den neuesten unterhaltenden Werken, in einer Absicht, die dem Leser gleichgültig seyn kann.

Allemal, wenn ich ein Buch durchgelesen hatte, empfand ich Lust, wie man es von einem so warm fühlenden Leser wohl vermuthen wird, meine Gedanken davon der Welt mitzutheilen. In dem ersten Augenblick möchte ich wünschen, daß männiglich sich urstraks hinsetzte, ein so vortrefliches Buch zu lesen und zu verzehren, oder daß ich alle Exemplare eines solchen Geschmiers hätte, um sie auf einem Haufen verbrennen zu können.

In der Folge betrachtete ich die Sache aus einem andern Gesichtspunkte, schloß aus der Wirkung, die ich selbst davon empfunden hatte, auf ihre Heil- und Schadkraft, und fiel auf die Idee, wovon man hier die erste, und vielleicht auch die letzte Frucht sieht.

I.

Physiognomische Reisen. Voran ein physiognomisches Tagebuch Heftweise herausgegeben. Erstes Heft, dritte Auflage. Zweytes Heft, zweyte Auflage. Drittes Heft, zweyte Auflage. Viertes Heft.
Alle bey Richtern, Altenburg, 1781. zusammen 59 Bogen kl. 8.

Der Verfasser dieses vortreflichen Buchs ist der itzt verstorbene Professor Musäus zu Weimar, unstreitig einer von den besten Schriftstellern in diesem Fache, und überhaupt einer von denen, die irgend einem aufgeklärten Volk, in irgend einem Zeitalter, ganz vorzügliche Ehre gemacht haben. Er hat ganz seine eigne unverkennbare Manier. Unendlich viel Witz und eine immer gleiche Laune: und dabey trocken im besten Verstande des Worts, nämlich ohne allen Wink, daß der Leser sich geneigtest auf ein ergötzliches Lachen gefaßt machen möge, ohne alles Fortunam Priami, ohne alles vous allez voir — ce que vous allez voir unserer heutigen Romansavoyarden. Dabey voller Satyre; die aber keine Geisselhiebe, sondern nur Fächerschläge giebt, freylich zuweilen auf die Nase. Ueberall die Milch der Menschenliebe, wie der englische Dichter sagt. Eine Gutmüthigkeit, die um desto

mehr ins Herz schleicht, weil sie durch kein lamentables Ritornello angekündigt wird. Immer der lieben Natur getreu, immer nach dem Leben gezeichnet, immer der Mensch wie er ist wie und er handelt. Nirgend Vorfälle und Begebenheiten aus der Zirbeldrüse. Eine männliche, freylich etwas oberländische, aber desto mehr kernhafte Sprache. Gerundete, aber nicht aufgeblasene Perioden. Kurz und bündig ohne Epigrammenhaschen. Kein Blumenputz, keine Colifichets: eitel gesunde natürliche Schönheiten. Nichts bey den Haaren herbeygezogen, nichts dem Leser in den Weg gelegt: keine gelehrte Abhandlungen, keine Privathändel, kein Vorgriff in die Beurtheilung des Lesers. Wir sehen nichts als einen Erzähler, der immer mit uns fortspaziert, ohne, wie so viele andere thun, jeden Augenblick still zu stehen, uns einen Knopf aus dem Rocke zu drehen, und uns dem kalten Winde der Langenweile Preiß zu geben.

Mit einem Wort, Herr Musäus war als Schriftsteller von der unterhaltenden Klasse, wie ein Wieland, ganz Original, war wenigstens ein wahrer Eklektiker, der von jedem Meister im satyrischen Romanschreiben das Beste genommen, und daraus, wie die Biene aus allerley Blumen den Honig, seine karakteristische Manier gebildet hatte.

Nur eins muß ich erinnern. So unläugbar es ist, daß alles, was dieses wahre Genie geschrieben,

ben, einem jeden verständigen Leser die anmuthigste Unterhaltung gewährt; so gewiß ist es auch, daß diejenigen, die mit der neuesten Litteratur bekannt sind, noch weit mehr darinn zu genießen finden, und manche versteckte Satyre entdecken, die für den Layen verlohren ist.

Daher haben die itzt angezeigten Physiognomischen Reisen einen vorzüglichen Werth für diejenigen Leser, die das Uebertriebene in der Gesichtskunde, wodurch ein Lavater sich so bekannt gemacht hat, aus dessen Fragmenten, und das Vergötternde, wozu einige Bewunderer Klopstocks sich haben hinreissen lassen, aus einer gedehnten Broschüre, betitelt Selma, kennen gelernt haben. Wie schwärmerisch man in den Gesichtszügen der Menschen gelesen, wie traumdeuterisch man auf die darinn gefundenen Data, auf Trug und Wahn gebauet hat; wie weit diese Sucht schon eingerissen war; zu welchen Thorheiten, zu welchem Unrecht sie schon verleitete; das muß man wissen und beherzigen, wenn man die Physiognomischen Reisen mit vollem Vergnügen lesen, und alles, was man diesem Arzte der Vernunft für die Erstickung einer gefährlichen Epidemie schuldig ist, einsehen will. Er hat in der That zur Tilgung dieser Seuche mehr beygetragen, als alle andere. Und diese Waffen mußten auch die vollkommenste Wirkung thun. Denn sie sind in einer Geschichte, die alles mögliche Anziehende und Un-

 terhal

terhaltende hat; die von Tausenden gelesen, mehr als einmal gelesen, mit der lebhaftesten Theilnehmung gelesen wird, auf die glücklichste Weise angebracht worden. Der Held der Geschichte und seine Freunde zeigen sich immer als eifrige Verfechter der Physiognomonik. Jener ist eine Art von Don Quixot im Lavateriren. Die starken Gründe wider diese neue Lahr hat der Verfasser entweder als nackende Wahrheiten geringen Personen in den Mund gelegt, oder sie in Vorfälle eingekleidet, worinn sie recht anschaulich werden und den lebhaftesten Eindruck machen. Die Begebenheit mit dem Schäfer Markus ist recht rührend, wie drollicht sie auch erzählt wird. Man denkt sich dabey so manchen wackern Mann und braven Kerl, den das willkührliche, dichterische, ja träumerische System der Nasendeuter zum Spitzbuben macht, der aber durch seine Handlungen diese Herren zu ganz etwas anders macht. Der Einfall, die Silhouetten der Inquisiten bey Gerichten zu gebrauchen, ist ganz vortreflich, und die schärfste Satyre auf das Uebertriebene in der Nutzanwendung der Gesichtskunde.

Eben so glücklich ist die herrschende Thorheit des Vergötterns nach Verdienst lächerlich gemacht worden. Niemals hat man das Praejudicium autoritatis mehr herunter gerissen als itzt: und niemals galt es in der That so viel als gerade itzt. So bald ein Schriftsteller einen gewissen Ruf und

Rang

Rang erlangt hat, kann er nicht nur nichts schlechtes mehr schreiben; er ist nicht nur ganz Orakel oder gar Halbgott; sondern alles, was an ihm ist, bis auf die Waden, alles was er thut und vornimmt, bis auf das Pfeifenanzünden und Nachtmützenverschieben, muß aufgezeichnet werden. In dem geringfügigsten, zufälligsten Umstand entdeckt man etwas, das sich auf seine litterarische Größe bezieht, und wonach man dieser etwas zusetzt oder abnimmt. Darum darf man ihn auch bey einer noch so flüchtigen Durchreise nicht unbesucht und unbesehen lassen. Was dem Handwerksburschen das Wahrzeichen ist, das ist dem reisenden Beobachter, Empfindler, Schwärmer, Kraftmännchen, der Gelehrte. Man sucht ihn reden zu hören, wie man sich die Orgel zu Harlem etwas vorspielen läßt. Er muß vor jedem zudringlichen Schmierer sitzen, um sein Bild so verunstaltet ausdrücken zu lassen, als das eines Potentaten im Holzschnitt. Da will denn nachgehends mancher demonstriren, wie weit man aus diesem oder jenem Zuge den Verfasser eines solchen Werks erkennen oder nicht erkennen kann, und was des physiognomischen Kannengießerns mehr ist.

Doch ich komme zu dem Buche, das vor mir liegt, zurück. Der Plan ist vortreflich angelegt: von Verwickelung und Situationen, von allem was intereßiren kann, ist die Fülle da.

Wie gerne gäbe ich einen Auszug davon, wenn das nicht so ganz wider meinen Plan und die gemeine Pflicht aller Romanrecensenten wäre, als welche niemals durch ihre ohnehin magere Zergliederung die Neugierde des Lesers voraus befriedigen, und dadurch dem Verleger eines guten Romans schaden sollten. Dies Buch gehört zu den Arztneyen, die ein träges Empfindungssystem gelinde in Bewegung setzen, und den freyen Umlauf der Säfte und Einfluß der Lebensgeister befördern, und ist wegen des Lächelns das es beständig unterhält, den Kranken dienlich, denen gar zu starke Erschütterung des Zwerchfells schaden möchte.

II.

Einer jüngern Sophie Reise — aber nicht von Memel nach Sachsen. — Erster Band.

Frankfurt und Leipzig bey Felseckern 1780. 364 S. 8.

Der Endzweck, den der unbekannte Verfasser dieses interessanten Romans gehabt hat, zeigt das Motto auf dem Haupttitel, das er selbst fabricirt hat:

Verum libere dicturi, stultitiam strenue insectaturi, multiformem injuriam, quam inferunt sanae rationi amantes, vindicaturi, verbo-

rum

rum lenocinia sprevimus. Und demnächst sein eignes Geständniß von dem Anlaß zu der Ausarbeitung dieser Geschichte.

„Des verehrungswürdigen Hermes Ausforderung an den Göttinger Recensenten von Sophiens Reisen (III B. S. 633.) wegen seiner Gewissenslehre von der Ehescheidung, erregte in mir den Entschluß selbige zu prüfen, und meine Prüfung dem Publikum in einer eignen Abhandlung vorzulegen. Als ich an die Stelle kam: „die in den Gerichtshöfen angenommenen Statuten in Ansehung der Ehescheidung seyen die Quelle des Stroms, der so viele häusliche Freuden still und tief untergräbt," so dacht ich, hier find ich wirklich die Consequenz nicht. Denn wenn zwey Eheleute sich einander zärtlich lieben, so werden sie nie verlangen sich scheiden zu lassen, seyen auch die Scheidungsgesetze noch so nachsichtsvoll; und lieben sie einander nicht, so kann ihnen auch das allerstrengste Scheidungsgesetz nicht Liebe einflößen. Meine wenige Weltkenntniß entdeckt vielmehr die Quelle jenes Stroms bald in elterlichen Grausamkeiten, bald in kindlichen Unbesonnenheiten, bald in der allerliebsten gemeinen Methode Heirathen zu schließen, bald in den ganz unvernünftigen frühzeitigen Eheverlöbnissen. — Würde es mir gelingen, die Quelle des Stroms, der so viele häusliche Freuden tief und stille untergräbt, nur einigermaßen zu verringern, so würde ich mich unendlich glücklich —

schä-

schätzen, und Herrn Hermes ewig dafür segnen, daß er mich zu meinem Unternehmen veranlasset hat." — „Warum ich meine meisten Personen aus dem geistlichen Stande wähle, davon ist die einzige Ursache diese: weil ich in diesem Stande am liebsten lauter glückliche Ehen sehen möchte, und weil bekanntermaaßen die Thorheit frühzeitiger Verlöbnisse in keinem Stande herrschender ist als in diesem."

Unsers geringen Bedünkens verdient er wegen seiner lobenswürdigen Absicht die er auch in so großem Maaße, als irgend ein anderer deutscher Romanschreiber, erreichen zu können scheint, zur Vollendung der Geschichte aufgemuntert zu werden. Wenige von seinen Kollegen haben einen so wichtigen moralischen Nutzen zum Augenmerk. Die meisten heucheln vielmehr der Thorheit junger Mädchen, und zeigen ihnen frühes Lieben unter einer so reizenden Gestalt, daß es nicht einmal vieler Kuppleren und Zudringlichkeit bedarf, um sie zur Nutzanwendung des Gelesenen, zu unüberlegtem Verloben, zu bewegen. Diesen Närrinnen wird der gegenwärtige Roman wohl nicht behagen. Vernünftige Eltern aber sollten ihn den heranwachsenden Töchtern zu lesen geben. Dadurch würde manches unerfahrne Mädchen vor den übereilten Verbindungen mit Kandidaten gesichert werden.

Die

Die Heldinn dieses Romans ist eine Prediger-Tochter vom Lande, die in der Stadt bey einer Gastwirthin mit einem Kandidaten bekannt wird, sich aus Schwachheit und Eitelkeit überreden läßt, mit ihm eine Schlittenfahrt zu machen, und nachher aus Eitelkeit und Mitleiden, ohne ihn wirklich zu lieben, ihm ihre Hand verspricht. Das arme Mädchen wird in der Folge in einen würdigen Geistlichen verliebt, und bereuet nun ihre unbesonnene Verlobung.

Die Episode von dem Mädchen, das erst am Altar einer gezwungenen Heirath entgieng, ist uns recht artig vorgekommen; nur würden wir es nicht wieder zu dem grausamen Vater gethan haben.

Der Abschnitt: Die Liebe des Weisen, ist ungemein lehrreich; junge Leute von beyden Geschlechtern sollten ihn auswendig lernen.

Die Gewissenskonferenz, zwischem dem Pastor Kreuz und der unglücklichen Malerfrau in Sophiens Reisen, wird hier kritisch beleuchtet, und viel wohl gegründetes dawider gesagt.

Nebenher bekommen die Empfindler, die Physiognomiedeuter, die Sprachverderber und andere litterarische Modesklaven des gegenwärtigen Jahrzehends ihr verdientes Theil. Von dem Siegwart und Sophiens Reise wird sehr richtig geurtheilt.

An Laune und Witz fehlt es dem Verfasser nicht. Seine Sprache ist ungekünstelt, auch nicht vernachläßigt. Ueberhaupt besizt er, so viel aus diesem ersten Bande erhellet, die schönste Anlage dazu, einen unterhaltenden und lehrreichen Roman zu schreiben: und wir bitten ihn recht sehr, nicht nur das vor uns liegende Buch zu vollenden, sondern auch uns mehrere zu schenken.

Nur einige kleine Fehler müssen wir rügen. Die Baronesse T. die im ersten Theil S. 64. wie ein Deus ex machina erscheint, läßt nachher gar nichts mehr von sich hören. Die Sophie, wovon die Geschichte den Namen hat, spielt nur eine Nebenrolle darin. — Die Briefe sind zum Theil zu lang. — Ein Gespräch zwischen Vater und Mutter, das mehr als 30 Seiten lang ist, horchend anzuhören, ist möglich; aber es so wörtlich, wie es gehört wird, niederzuschreiben, ist für ein Mädchen, das nicht ohne Wunder eine Geschwindschreiberin seyn kann, zu viel; aber in einem Nebenzimmer, im Horchen und Niederschreiben zu bemerken, daß der Papa die brennende Pfeife zitternd weglegt, ist doch wohl ganz unmöglich. Doch ähnliche Unwahrscheinlichkeiten findet man beynahe in allen Romanen, denen die Einkleidung von Briefen gegeben wird.

Noch einmal: Lebt der Verfasser noch, so fordere ich ihn auf, von seinen so deutlich an den Tag gelegten schriftstellerischen Gaben fernern Gebrauch

zu machen, und durch solche Romane Nutzen zu schaffen.

Was die medicinischen Heilkräfte anbetrift, die dies Buch besitzt, so sind sie von der sanft erweckenden Art, und es kann zumal denen, die nicht schlafen dürfen, dienlich seyn, sie auf eine angenehme und sichere Weise wach zu halten.

III.

Begebenheiten des Peregrine Pickle, worinne zugleich die Geschichte eines vornehmen Frauenzimmers enthalten ist. Aus dem Englischen übersezt vier Theile. Wer nachzuahmen sucht, der muß in seinen Bildern auf Welt und Sitten sehn und nach der Wahrheit schildern. Zweyte Auflage.

Leipzig bey Heineke und Faber 1769. Erster Theil 384. 2ter 424. 3ter 408. 4ter 420. S. in 8.

Dies ist unstreitig einer der lustigsten und unterhaltendsten Romane die wir haben. Daß er der allerunterhaltendste und allerlustigste sey, dürfen wir nun wohl nicht so gerade weg behaupten. Denn was Cervantes, Lesage, Scarron, Fielding, Wieland, Musäus und mehrere gelie-

fert haben, ist ebenfalls höchst komisch und launicht. Was man zulezt gelesen hat, scheint gerne das andere zu übertreffen.

Jedoch wenn man gleich dies Werk nicht mit Billigkeit allen übrigen vorziehen darf; so ist es doch immer höchst lesenswerth, eins der schönsten Muster, wie ein komischer Roman beschaffen seyn muß; ein Mittel den Geschmack der Leser zu bilden; eine unendliche angenehme Lectüre; und eine kräftige Arzney für Hypochondristen, wenigstens tausendmal jucunder als die Kämpfischen Klystiere.

Die Karaktere sind freylich ein wenig stark gezeichnet. Allein wenn man die Welt, zumal den englischen Theil davon, kennt, so wird man finden, daß der Verfasser seinem Wahlspruch: Respicere exemplar vitae morumque u. s. w. getreu geblieben. Zu allen den vermeintlichen Idealen, die er dargestellt hat, könnte ich wirkliche Muster nahmhaft machen; wenn sich das thun ließe. Ich kenne einen Mahler oder Zeichner, der dem Pallet im Pickle an wilder Einbildungskraft gleich kömmt, wo er ihn nicht gar übertrift. Von den Hathways, den Pipes, sieht man unter dem seefahrenden Theil der nordlichen Nationen die Menge. Auch die Jolters sind nur gar zu häufig. — Doch zu den Landkarakteren wird ein jeder deutscher Leser schon allemal seinen Mann wissen.

Daß der Verfasser nichts aus der bloßen Phantasie genommen sondern nach dem Leben geschildert hat, beweißt der Haß, den er sich dadurch zugezogen und der Vorwurf, Personen an den Pranger gestellt zu haben, den man ihm öffentlich gemacht hat.

Die Verfolgung eines leiblichen Sohnes finden einige Nicht-Engländer bis zur Unglaublichkeit unnatürlich; im Lande selbst aber ist das, was der berühmte Dichter Richard Savage, von seiner eigenen Mutter erdulden müssen, bekannt genug. Dieser Unglückliche war ein Kind der Liebe, und man wird vielleicht die Vermuthung, die ich mir zu hegen erlaube, gegründet finden, daß manche Mutter, die gegen ein Kind sehr feindselig handelt, diese Frucht ihres Leibes für etwas das sie izt bereuet, für den Groll, den sie auf den Urheber seines Daseyns geworfen hat, büßen läßt.

Nichts verdient mehr Lob in diesem und andern Romanen des nemlichen Verfassers als die poetische Gerechtigkeit, die darin gehandhabet wird. So wie das Laster immer mit den schwärzesten, die Thorheit mit den buntschäckigtsten, und das Liebenswürdige mit den reizendsten Farben gemahlt wird, so wird auch eine jede dramatish persona, die nur einigermaaßen den Leser hat interessiren können, am Ende nach Verdienst belohnt oder gestraft, auch wohl nach hinlänglichem Büßen zu Gnaden angenommen.

Das ist nun ganz etwas anders, als das Hinrichten, womit sich die Französischen und Deutschen Romanschreiber unserer Zeit neronisch erlustigen. Einige schlachten sie als Opfer eines Lasters, einer Leidenschaft, eines Vorurtheils. Andre schaffen sie aus der Welt, aus keinem andern Grunde, als um ihrer los zu werden. Viele Helden und Heldinnen sterben an der Epidemie unsers Jahrzehends, weil es doch muß gestorben seyn.

Aber wenn auch bey einem solchen Morden die Fabel dociren soll: „Das kam davon! Sogar das Leben kostet dies und jenes!“ so ist dies doch übertrieben. Wer die Kunst versteht, wie der große Mann der den Pickle schrieb, kann gerne seinen Thoren, seinen Lasterhaften so scharf züchtigen, daß dem Leser dabey angst und bange wird, und den Gegeisselten doch noch am Leben lassen, und der ganzen Geschichte ein solches Ende geben, daß man das Buch vergnügt und erbauet weglegt. Jedoch der unsterbliche Richardson hat es ja selbst so gemacht: und darin wollen denn unsere Schreiberlein ihm nachahmen, weil sie in dem Uebrigen nicht können.

Man denkt nicht daran, daß der Tod zulezt keinen Eindruck mehr macht, wenn man ihn allenthalben sieht.

Ein

Ein anderer großer Vorzug unsers Pickle ist dieser, daß keine unnütze Person eingeflochten worden, wenn wir die gedachte Lady Vane ausnehmen, deren Geschichte wirklich in diesem Roman, die nämliche Wirkung thut, als ein Gewächs in einem schönen Gesichte.

Noch giebt dies dem Werk einen ungemeinen Werth, daß die Erzählung immer sich ähnlich, anschaulich ist, niemals matt oder schleppend wird. Nirgends finden wir die Gemeinstellen, die moralischen Anmerkungen, das O! und Ach! die kleinen Abhandlungen, womit so viele andre Romane gedehnt werden. Es ist immer — die Liebesgeschichte ausgenommen — lauter Kern, lauter Nahrung.

Die Wahrscheinlichkeit leidet auch nirgends. Wider das Costume konnte der Verfasser sich nicht verstoßen, da er in allen den Ländern und Oertern, wo die Begebenheiten vorgefallen seyn sollen, selbst gewesen ist. Als Oberchirurgus auf einem Schiffe hatte er Gelegenheit genug, das Seeleben recht kennen zu lernen, und sich die Kunstsprache geläufig zu machen.

Diese Seesprache macht, nach dem Urtheil aller, die davon urtheilen können, eine der größten Schönheiten des Buchs aus, weil dadurch alles, womit Trunnion und seine Freunde zu thun haben, so recht anschaulich gemacht wird; weil die Ausdrücke so richtig und passend sind, daß kein

Seemann sie besser hätte wählen können. Da nun aber ganz Deutschland, Hamburg und Lübeck selbst nicht ausgenommen, von dieser Seesprache keinen angemessenen Begrif haben kann, so verliert das Buch bey dem deutschen Leser recht sehr viel. Und da es gleichwohl noch immer mit dem größten Vergnügen gelesen wird; so kann man schließen, wie vielmehr es in England selbst, und in guten Uebersetzungen auch in Frankreich, Holland, Dännemark und Schweden, wo man die Seehelden des Romans recht genießen kann, behagen müssen.

Es ist also einem Deutschen gar nicht anzumuthen, daß er in der Uebersetzung solcher Stellen dem Original getreu bleiben, und weder unverständlich noch schief werden sollte. Wer in aller Welt Gottes soll dem Berliner oder dem Leipziger erklären, was ein Lee-beam und was Hull-to ist, wenn ihm kein Seemann, der auf englischen Schiffen gedient hat, diesen Dienst leistet? Und in welches Deutsch soll der Helfersmann from the sprit-sail-yard to the mizen top-sail haulyards übersetzen? Diese und mehrere Stellen sind also gänzlich unverdeutschbar. Es läßt sich auch nichts von gleichem Werth an ihre Stelle setzen. Denn, wie gesagt, die ächten Seeleute selbst können jenen und andere ähnliche Ausdrücke nicht lesen oder hören, ohne über das drollicht hyperbolische, und doch passende herzlich zu lachen und mit großem Behagen daran wieder zu käuen. Nichts kann lächerlicher

licher seyn, als wenn der eine Deutsche den andern schlechter Uebersetzung dieser Art zeihen darf, wie wir bald sehen werden.

Die vorzüglich schönen Stellen auszuzeichnen, würde zu weitläuftig werden. Nach dem Urtheile der meisten Leser sind des alten Commodore's Hochzeit, die Rathspflege bey dem Podagristen, das römische Gastmahl und die Begebenheit mit den Mauleseln von den lustigsten. Ueberhaupt ist alles, worinn die Seeleute, der Hofmeister, der Mahler, der Arzt, und Cadwallader vorkommen, höchst unterhaltend.

Tadelnswerth sind die Einschaltung der Begebenheiten einer Buhlschwester von Stande, im III Bande, wie auch einer andern im 106 Cap. des IVten, und die Ausfälle auf die Schauspieler, die dem Verfasser nicht waren zu Willen gewesen.

Auch möchten wohl einige Begebenheiten unterdrückt geworden seyn, als das ärgerliche Abentheuer bey dem Pächter im 34 Capitel des I. Bandes, welches der Verfasser selbst auch in der zwoten Ausgabe weggelassen hat. Doch die Wahrheit zu gestehen, diese kleine Begebenheit thut nicht den hunderten Theil so viel Schaden als manches empfindsames Mondschein-Histörchen.

Im Ganzen aber ist Peregrine ein Meisterstück in seiner Art. Auch verdient er von Gesunden und

Kranken gelesen zu werden, wird auch gewiß von jedem der ihn einmal gelesen hat, zum zweyten- und drittenmale gelesen werden. Nur ist denen, die sich an einen deutschen oder französischen Roman von gewöhnlichem Schlage machen wollen, wohl zu rathen, daß sie den Pickle nicht anrühren, ehe sie mit der Wassergrütze fertig sind. Denn diese ist höchst eckelicht, wenn sie gleich nach einer solchen Kraftspeise aufgetischt wird. Und wer sich jenes Buch recht bekannt gemacht, und dadurch an dem wesentlichen Schönen in diesem Fache Geschmack gefunden hat, der wird sich nicht so leicht mehr von den Meßprodukten unsrer Zeit befriedigen lassen, oder das matte Komische worauf sich gewisse Leute so viel zu gute thun, bewundern.

Nicht als wenn es den Deutschen an musterhaften Schriftstellern im Romanenfache mangelte: wir haben unsere Wieland, unsere Musäus, unsere Meisner, unsere Nikolai, unsere Müller, unsere Gallisch, unsere Hermes, unsere Salzmann, und mehrere gehabt, wovon auch noch einige fort arbeiten. Aber deren Manier ist von der Schmolletschen ganz verschieden, und sie können daher nicht wohl mit dem jezt belobten Schotten verglichen werden.

Was die gegenwärtige Uebersetzung anbetrift so ist sie ein wörtlicher Abdruck der erstern, die schon 1753. zu Leipzig bey Gleditsch erschienen ist. Bey diesem neuen Abdruck hätten nun wohl die Verleger

Sorge

Sorge tragen sollen, daß die zwote verbesserte englische Ausgabe wäre genuzt, und mancher Fehler ausgemärzt worden. Inzwischen hat diese alte Uebersetzung den Vortheil, daß sie getreu ist, und daß sie bey ihrem freylich etwas sklavischen Zwange nichts hinzugethan oder weggelassen; daß man also nur mit Smollet selbst zu thun hat, und alles Witzige oder Unwitzige auf seine Rechnung geht.

Unter den Zwergfell erschütternden Büchern, denen die den Kreislauf befördern, die Sinne erheitern, die schwarze stockende Galle in der Blase losschütteln, das Gehirn ermuntern, mit einem Wort, Leben, Bewegung und Munterkeit durch den ganzen Körper verbreiten, steht dies Buch oben an.

IV.

Peregrine Pickle. — Neu übersezt. Respicere exemplar vitae morumque jubebo doctum imitatorem et veras hinc ducere voces. Hor.

(Vier Bände) Berlin bey Himburg 1785. in 8. mit 4. schönen Kupfern von Chodowiecky.

Der Uebersetzer ist der berühmte Hr. Mylius zu Berlin, der sich im unterhaltenden Fach, so vortheilhaft ausgezeichnet hat. Er erklärt in

der Vorrede, für das Meisterwerk Smollets, den Humphry Clinker, worin wir ihm aber gar nicht beystimmen können, da der leztere Roman gar zu lokal und an interessanten Karakteren bey weitem nicht so reich ist. Zur neuen Uebersetzung habe ihn vorzüglich das viele höchstfehlerhafte in der erstgedachten bewogen: er habe zween Freunde, große Kenner der englischen Sprache, und sogar einen gebohrnen Engländer zu Rathe gezogen. Aber diese Freunde müssen keine Helden im Englischen gewesen seyn, und der gebohrne Sohn Albions muß seine Sprache vergessen haben: denn die Fehler in dieser neuen Uebersetzung sind noch immer sehr zahlreich und die gröbsten Irrthümer, seines so hart getadelten Vorgängers hat er selbst behalten.

Wir wollen ihm den Dienst thun und sie anzeigen; jedoch nicht alle auf einmal.

S. 1. Squire Gamaliel Pickle ist wahrhaftig nicht einerley mit Gamaliel Pickle Esquire. Ein jeder Squire oder Landjunker hat die Ehre, daß man auf dem Papiere Esquire hinter seinen Namen sezt; aber viele hundert Personen, die immer in der Stadt und sogar bey Hofe leben, und also nie den Landjunker vorstellen, heißen in der dritten Person Esquire. —

S. 4. steht nichts von der Pflaume, einem karakteristischen Ausdruck der Londonschen Kaufmannschaft, den Hr. M. wohl hätte aus der neuern englischen Ausgabe aufnehmen können, wenn er auch nicht

nicht in der ersten steht. Eine Pflaume ist ein Kapital von 100,000 Pfund: auf den Besitz eines solches Pfläumchens zielt das Bestreben des Londonschen Cits: und wenn er es gewonnen, fängt er von vorne an, um ein gedoppeltes zu haben. Auf dem festen Lande, Holland ausgenommen, begnügt man sich mit dem einen, und hat es nicht so bald, ehe man schon anfängt es zu verzehren.

S. 2. Coming upon the parish, einer von den Kirchspiel-Armen zu werden, ist nach der ersten Uebersetzung fehlerhaft verdeutscht, vom Spital ist gar nicht die Rede, und man hat in London keine Kirchspielspitäler.

Eben so S. 4. soll stehen: — — von ruhigen Buchhaltern, deren Einbildungskraft nie sehr warm oder ausschweifend war. —

Sir Pickle kömmt ihm nicht zu: ein Esquire heißt nur Mister. Zudem müßte der Taufname dazwischen. Unsere Zeitungsschreiber haben den monströsen Misbrauch eingeführt Sir Rodney, Sir Hood zu schreiben. Entweder der Taufname dazwischen, oder gar kein Sir. Man erinnere sich doch nur des Sir Charles im Grandison.

Ein Ritter von großem Ansehen wird in seinem Bewegungskreise nur bey seinem Taufnamen genannt, und ein jeder Ritter passirt in seiner Familie unter eben dieser Benennung. Zu London verstand man in der ganzen medicinischen W[illegible]

ur ter

unter Sir John, den berühmten Ritter Springle: und der reiche Sir Lawrence Dundas heißt fast in ganz Schottland, wo von ihm die Rede ist, Sir Lawrence, gleichsam per excellentiam.

S. 9. ist der neue Uebersetzer in einen großen Fehler des erstern verfallen: Pickle zog nicht seine Gelder aus der Bank und der Ostindischen Compagnie; er verwandelte sein Vermögen in Actien der Bank und der Ostindischen Compagnie, wie alle thun, die von den Renten ihres Vermögens leben, und es also sicher und vortheilhaft anlegen wollen.

S. 11 hätten wir eine Erklärung des Titels Commodore erwartet. Es ist ein Hauptmann, der ein kleineres Geschwader befehligt, oder befehligt hat, als man einem Admiral hätte geben können.

S. 12. Krähfüße kennt man nicht, es sind Kuhfüße, Brecheisen, womit die Kanonen im Richten gehoben werden.

S. 13. soll stehen Bootsmanns Maat. — Grübchenspiel ist nicht das rechte Wort für Chuk-Farthing, welches ein so unanständiger Zeitvertreib ist, daß die englischen Seeleute selbst sich schämen es zu erklären.

S. 14. Hängematte heißt besser Köje. Säbel haben die Seeleute nicht; besser wäre Sarras.

S. 17. hätten wir doch gesagt: das sogar seine Gesichtsmuskeln in Unordnung brachte, welche augenblicklich Lärmen anzeigten.

Rumbo ist nicht Rum sondern ein zusammengesetztes Schiffsgetränke. Wie sollte einer auch ein Paar Kannen Rum trinken können?

Cann ist nicht eine Kanne sondern ein Krug.

S. 20. Oversetzen heißt in der Seesprache zusetzen oder auf dem Grunde setzen, fest zu sitzen kommen.

Rumfoul heißt an Bord raken, (unrecht anraken.)

Toppenants kennt kein Seemann: es soll heißen die Lee Brasen.

Cun all the way, die ganze Fahrt beym Ruder stehen und dem Steuermann Nachricht geben.

Abaft heißt hinter, in der Seesprache agter, nicht am Spiegel.

Rope yarn, Kabelgarn, nicht aufgeriesel-tes Tau.

Von der blinden Raa bis zum Kreuzfall. Zum Flintentragen wird kein Seemann verurtheilt, man läßt ihn aber wohl vor die Kanone binden um da seine Prügel zu empfangen.

Weggeklattert sagt hier nicht so viel als weggewunden worden (hoysted.)

Gui-

Guinea-pig ist ein Perlhuhn.

Quarter-deck heißt die Schanze, nicht Oberlauf.

S. 24. Küchenjungen hat man nicht zur See, wohl aber Kochs Maat.

S. 25. findet sich einer der unbegreiflichsten Fehler, wofür die Helfer des Uebersetzers keinen Dank haben sollen. Obgleich das Schiff hundert Hände breiter war als meins, soll heißen, obgleich die Bemannung um ein hundert Mann stärker war als auf meinem. Hand heißen Leute: so wird manches Buch by several hands, geschrieben. III. Eben so S. 26. soll stehen an dem Tage da wir das Schiff den Triumph nahmen.

S. 27. wies Schiff aufm Bauch lag, when she was hull-to soll heißen: wie wir nur noch die Segel sehen konnten; denn in der Ferne kann man des eigentlichen Schiffsgebäudes nicht gewahr werden, man sieht nur die Maste und Segel wie die ersten Haare an dem Barte eines Jünglings hervorragen. Ein Beyspiel dessen man sich auch in dem Unterricht von der Erdkugel bedienen kann. Doch Proben genug von den ersten 27 Seiten.

Wer also das englische Original hat und versteht, und es mit dieser Uebersetzung vergleicht, der kann dadurch eine träge Absonderung der Galle befördern.

V.

Ueber die Einsamkeit. Von Johann Georg Zimmermann, Königl. großbritannischem Hofrath und Leibarzt. — Vier Theile.

Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich 1784. ohne Vorreden, von 394. 520. 518. und 500. S. 8. sauber gedruckt mit vier Titelvignetten von Geysern.

Dies ist die wohlfeilere, aber noch immer sehr hübsche, und daher noch immer zu theure Ausgabe eines der lesenswürdigsten Bücher, die je geschrieben worden, und die jeder vernünftige Mann aus der gelehrten und feinen Welt besitzen und nutzen sollte. Wir hören hier von einem großen Arzt, Philosophen und Weltkenner, über eine der wichtigsten Materien einen höchstunterhaltenden und lehrreichen Diskurs. Freylich redet der Verfasser viel von sich und von dem was ihn angehet; aber alles dies ist nach unserer Meynung gar nicht so individuel, daß es nicht so von manchem andern Arzte ebenfalls gelten könnte. Nur dürften wohl wenige von denen, die in Rücksicht auf Empfindungen und Meynungen einem Zimmermann so ziemlich nahe kommen, diese eben so vortreflich an den Tag legen können, als er thut. Man kann nichts schöneres, und doch nichts natürlicheres lesen.

Die besten Wahrheiten werden hier so nachdrücklich und doch zugleich so anmuthig gesagt, daß jeder, dem daran gelegen, sie nicht ungelesen lassen kann, und sie eben so wenig lesen kann, ohne sie zu fühlen. Jedoch, hätte irgend ein anderer als ein Zimmermann, dieser deutsche Tissot, dieser mehr als Tissot, das reizende Buch geschrieben; so würde es den Eingang nicht gefunden haben, den es gefunden hat, und den Eindruck nicht gemacht haben, den es gemacht hat. Wenn auch der Fürst der anmuthigen Schriftsteller, Wieland selbst, mit seinem gewöhnlichen Zauber von der Einsamkeit philosophirt, alle die herrlichen Sachen, die jener Arzt davon gesagt, auch gesagt hätte; so wäre das allerdings gelesen und genossen worden; aber immer nur als ein neues hinreissendes Produkt des unübertreflichen Geistes. Izt hingegen, da der Verfasser ein Zimmermann, der Arzt und Philosoph der ganzen feinen Welt, in Deutschland ist, der Mann dem Tausende unmittelbar oder mittelbar verpflichtet sind, und da dieser geprüfte Weise so ganz aus der Fülle des Herzens und in dem wahren Ton des Gefühls redet; da das, was er sagt, das Resultat unendlichen Lesens und Denkens, lebenslanger Beobachtung und theuer erkaufter Erfahrung ist; da er an hundert Stellen so unverholen, so laut und stark spricht, als ein redlicher Zeuge, der seine Seele retten will, vor Gericht, oder als ein sterbender guter Vater vor seinen Kindern; da man mit ihm vor dem

Thron

Thron der Wahrheit zu stehen glaubt, und die Majestät der alles durchschauenden Gottheit fühlt, da vor seiner Stimme alle verschlossene Herzen auffliegen und seine Worte in jede zu schmerzlicher Empfindung erweckte Seele das Oel des Trostes gießen; eines Trostes, dessen Gewißheit und Seligkeit die Verzweiflung selbst nicht abläugnen kann; so muß dies Buch gelesen und verschlungen werden, sogar von denen, die auch von Wielandischen, Meißnerschen und andern Meisterwerken nicht mehr Regung verspüren, als wenn sie sich zum Spaas ein wenig elektrisiren lassen. Tief dringen diese Zimmermannschen Lehren in das Herz; und keine Zeit, keine Zerstreuung wird sie daraus vertilgen können. Sie werden sich immer geltend machen; man wird mitten im Weltgetümmel ihre Stimme hören, und ihnen folgen; man wird den Werth der Einsamkeit recht schätzen lernen, man wird fühlen, daß sie Lust und Theil gewährt, daß sie Seelenrettung ist; man wird sie als den letzten übrigen Freund suchen, sich in ihre Arme werfen, und sein Herz in ihren trostvollen Schoos ausschütten. Unzähliges, unaussprechliches Uebel wird dadurch verhütet werden: und die Rettung vieler Tausende vom Verderben wird den Verfasser in jenen Wohnungen, wo alles wird an das Licht kommen, erfreuen und seine Seligkeit erhöhen.

Zwar wird mancher dies Lob übertrieben finden; aber das kümmert mich wenig. Ich rede

aus wahrer Empfindung und Ueberzeugung. Ich habe nächst der Bibel niemals etwas gelesen, das mich mehr zu recht göttlichen Empfindungen erweckt hätte, und das ich mehr anwendbar, mehr dem Gemüth allzeit allgegenwärtig gefunden hätte. Freylich scheint es, als wenn der Verfasser im Grunde uns nichts neues sagte. Daß wir öfters in unser Kämmerlein gehen und im Gebet Trost und Stärkung suchen sollen, lehrt schon die Schrift. Aber wie viele lesen noch wohl die Schrift und erinnern sich des Wortes Gottes? Wie viele andere wohl, als die bitteres Leiden und Trübsal dazu nöthigen? Was Zimmermann schreibt, lockt den Weltling, den Höfling, den Zweifler, den Bibelverächter, so wie den Einsamen, den Bibelfreund, den Altgläubigen; verspricht Unterhaltung und fesselt die Aufmerksamkeit, schleicht sich ins Herz, ohne doch den Verstand unbefriedigt und unerleuchtet zu lassen; wird zu gleicher Zeit Labsal des Geistes und Speise der Seele.

Erst lächelt man bey so mancher treffenden und doch noch immer nicht nach Verdienst lohnenden Stelle, zumal über die große Welt, die hier ganz artig gekämmt, nicht gestriegelt wird, über viele nur gar zu häufige Ursachen des Triebes zur Geselligkeit oder zur Einsamkeit, über Möncherey und heilige Halunken, nachgehends schaudert uns bey der Skizze der Gräuel, die von geistlichen Schurken verübt worden; man beschauet die Silhouetten

houetten oder schwarzen Köpfe einiger Kirchenväter, und das Nachtheilige und Vortheilhafte der Einsamkeit, ergötzt sich an hundert neuen schönen Anmerkungen und bleibt zuletzt am vierten Theile ganz kleben.

Noch einmal: verschiedenes was den Verfasser selbst, wenigstens seinen Streit mit dem Weltüberwinder Obereit betrift, hätte wohl wegbleiben mögen. Der Zorn, zu welchem dieser Windkopf ihn gereizt hat, ist freylich der Anlaß zu diesem vortreflichen Werke gewesen, und das scheint dem Don Quixot ein Recht zu geben, in dem Buch zu figuriren; aber diese Erscheinung hätte ja sehr kurz seyn können. Nun geht ein nicht geringer Theil des Ganzen mit dieser Fehde verlohren, und was das schlimmste ist, der Gegner Obereits ist dem Schriftsteller von der Einsamkeit nicht völlig ähnlich, ist bey weitem nicht völlig Philosoph genug, hat nicht unmittelbar nach einem einsamen Stündlein geschrieben. Ja wenn dieser leidige Weltüberwinder nicht gewesen wäre, so dürfte sich der Verfasser wohl nicht bey dem Anachoretentroß bis zur Langenweile für den Leser aufgehalten haben.

Wir beschwören ihn deswegen, bey einer neuen Auflage eines Widersachers, der seiner so unwürdig ist, gar nicht mehr zu gedenken, und dadurch dies unentbehrliche Werk kürzer und anschaflicher zu machen, oder das so erwünscht weggelassene durch

andere, mehr zweckmäßige Einschaltungen zu ersetzen. Allenfalls könnte er ja auch alles was sich auf diesen Hader bezieht, in einem besondern Bändchen drucken lassen.

Ueberhaupt thut ein Zimmermann einem Obereit zu viel Ehre, wenn er seinen schwärmerischen Unsinn einer Widerlegung würdigt. Der Weltüberwinder wird dadurch weder gebessert noch gestraft, sondern zu derjenigen Celebrität erhoben, die von dem Streit mit großen Männern unzertrennlich ist, und nach welcher er strebte,

Ut si victus erit, tecum certasse feratur.

Als Arzney betrachtet dient dies außerordentliche Werk als eine Herzstärkung und Erquickung. Es befördert einen freyen Einfluß der Lebensgeister in das Herz, kömmt einer Verhärtung und Einschrumpfung desselben kräftig zuvor, bringt ein schwarzes dickes Blut zum Fließen, lindert eine ängstliche Beklemmung circa praecordia, wehrt der Niedergeschlagenheit und Schwermuth, und bringt erleichternde Seufzer zuwege, und verschafft ruhigen, wohlthätigen Schlaf.

Einem jeden, der einen Hang zur Melancholie hat, und von dem zu befürchten stünde, daß er Hand an sich legen dürfte, sollte man das Buch, wenigstens den vierten Theil, zu lesen geben. Es wird mehr ausrichten, als alles eiskalte Philosophiren und Religionisiren der Tröster von Gewerbe.

be. Der aus Gemeinstellen der Bibel und Vernunft lege artis erzwungene Trost ist eine Offa Helmontii: das Ding läßt schön — aber zerrinnt bald.

Hier aber haben wir die wahre, reine, fixe, concentrirte Kraft der Religion, so wie sie für Sinn und Seele ausgezogen seyn soll.

VI.

Die Durchleuchtige Syrerin Aramena. Der erste Theil: der erwehlten Freundschaft gewidmet. — — Der zweyte Theil: der beschwiegerten Freundschaft gewidmet. — Der dritte Theil: der Blutsfreundschaft gewidmet. — Der vierte Theil: der vermählten Freundschaft gewidmet. — Mesopotamische Schäferey oder die Durchleuchtige Syrerin Aramena; der fünfte und letzte Theil: der unbekannten Freundschaft gewidmet.

Alle fünf Bände Nürnberg bey Joh. Hofmann 1669—73. zusammen 242 Bogen 8. Mit vielen eingedruckten Kupfern.

Der Verfasser dieses Romans soll ein Herzog von Braunschweig gewesen seyn, und in der That herrscht in dem ganzen Werk, doch mit

Ausschließung alles Gereimten, der feine Weltton der damaligen Zeiten.

Vor hundert Jahren muß dies der beste, wenigstens der interessanteste Roman gewesen seyn, den man in Deutschland gekannt hat. Vor vierzig Jahren als ich ihn zuerst las, war er noch das Non plus ultra in diesem Fach. Die Octavia, der Arminius und Herkules, die Ossenath, die Delia und Smyrna, so wie die Cleopatra, Clelia und Ariana, der Kalloandro und Pharamond, mußten der Aramena nachstehen: und die Talandrischen Staats-Helden-und Liebesgeschichten fielen ganz dagegen weg.

Noch diese Stunde irre ich in diesem rechten Labyrinth mit Vergnügen umher und bewundere die unerschöpfliche Erfindungskraft des Verfassers, worinn ihm kein einziger von den Neuern, zumal von denen die sich über das Werk lustig machen, nur so einigermaßen verglichen werden kann. Wer von unsern gegenwärtigen Romanschreibern thäte ihm das wohl nach, einen so überschwenglich großen Plan anzulegen, drey bis vierhundert Personen in Bewegung zu setzen, ihre Begebenheiten in einander zu weben, einer jeden ihr Interesse zu geben, ohne in Anachronismen zu verfallen, ohne in der Entwickelung jemand weg zulassen ohne den Leser zu ermüden?

Allerdings findet man hier keine hervorstechende Karaktere; aber das war dem damaligen Geschmack nicht gemäß. Handlung, Wirrwarr wollte man haben. Die Romane des vorigen Jahrhunderts mußten einer großen, pompösen, feierlichen, Disfordanzreichen und doch harmonischen Kirchenmusik gleichen. Inzwischen hat der Verfasser doch einige Personen ganz artig karakterisirt. Der alte Thebach ist ein wahrer Intrigant, wiewohl von der gutmüthigen und wohlmeinenden Klasse; Mamellus ein Muster der Politik; der große Edom tapfer und verliebt, als ein Marschall von Frankreich.

Auch zeigt der Verfasser Weltkenntniß genug. Günstlinge, Schranzen, Liebschaften, Zofen, Pfaffen, Schwärmer u. a. m. hat er so gezeichnet, als sie zu seiner Zeit sich müssen gewiesen haben; dieselbigen Züge, dieselbige Farbe, die sie noch haben, nur anders nüancirt und keine Karrikatur.

Daß er Könige und Fürsten zu den Helden und Heldinnen seines Romans gemacht hat, war dem Zeitgebrauch gemäß. Bürgerliche Romane waren eben so wenig Mode als bürgerliche Trauerspiele. Darum kann man ihn mit Billigkeit eben so wenig tadeln, als unsere itzigen Geschichtklitterer wegen ihrer Vorliebe für die geringern Stände sich wollen tadeln lassen.

Die Aramena muß nun ganz und gar nicht mit den übrigen Staats-Helden und Liebesgeschichten

in Vergleichung gesetzt werden. Der Verfasser war ein Fürst. Nun ist doch wohl den Fürsten unverwehrt Romane zu schreiben, wenn sie sich auf diese unschuldige Art erholen wollen. Aber auch ein Purpurdichter muß der Erinnerung Horazens gemäß seine Kräfte prüfen. Der Verfasser Aramenens blieb also in dem Fach worinn er zu Hause war, und nahm Könige und Fürsten zu seinen Helden, und daher reden sie auch wie ihr Stand mitbringt. Möchte doch jeder Romanschreiber hingehen und thun desgleichen! Weiter sieht man offenbar, daß er hauptsächlich zur Unterhaltung kaiserlicher und fürstlicher Personen geschrieben, und die müssen nun doch wohl mehr Geschmack an einer Heldengeschichte, als an einem bürgerlichen Roman finden.

Ueberhaupt beruht die Theilnehmung des Menschen vorzüglich auf der Gabe des Verfassers selbige zu erregen. Ist der Plan gut angelegt worden, kommen die Helden in rührende Situationen, weiß der Verfasser sie von einer einnehmenden Seite vorzustellen, so verlieren wir Stand und Ort und Zeit aus dem Gesicht, oder vielmehr wir setzen uns ganz in sie hinein. Mit der Bianca Capella sind wir in Italien, mit Agathon in Griechenland, mit Thomas Jones in England, mit Yorik in Frankreich, mit Götz von Berlichingen mitten im Reich. Zimmermann zieht uns mit sich in die ägyptischen Wüsten, und lehrt uns den heiligen

ligen Antonius da kennen, als wenn wir ihn leibhaftig sähen. Bey allen diesen Sprüngen über Meere, Gebirge und Jahrhunderte fällt uns nicht einmal ein, wo wir körperlich sind, und in welchem Jahr Christi wir leben. Fällt uns das ein, so ist es wahrhaftig des Verfassers Schuld nicht.

Wenn das Interesse immer von der Wahrscheinlichkeit abhangen soll, so hat freylich die Aramena wenig zu hoffen. Denn im höchsten Grade unwahrscheinlich ist es allerdings, daß die Könige von Elam und Ophir und die Herschaften von Trier sollten einerley Sprache geredet haben, wie vor dem babylonischen Thurmbau. Aber ähnlicher schurrender Misklang, erbärmliche Mishandlung des Costume läßt sich in manchen andern Romanen spüren. Erzählt man uns nicht ganze, zum Theil gelehrte Diskurse, die kein englischer Geschwindschreiber im Fluge geschossen hat und die ich doch wahrscheinlich finden soll, wenn der Verfasser sie schön auskramt? Fürwahr mit der gesetzgeberischen Bestimmung des Interesse läuft es ein wenig auf Selbsteley hinaus.

Und dann sollte die heldenmäßige Liebe eines Marsius nicht eben so glücklich seyn, als die eccentrische Tugend eines Grandison oder eines Wildmann? Ich begreife gar nicht, warum diese außerordentliche Bezwingung der Leidenschaften nicht eben so wahrscheinlich in der Brust eines wohlerzogenen Fürsten als eines Bürgerlichen statt finden sollte.

In Rücksicht auf den moralischen Nutzen ist nun die Aramena wohl so gut als irgend ein anderer Roman. Sie enthält nicht das geringste Anstößige: sie mag vielleicht wegen der unerreichbaren Höhe der Hauptpersonen keinen recht warmen Trieb der Nacheiferung einflößen, aber der Leser lernt auch von dem Verfasser nicht griesgramen, spötteln oder ichern und michern.

Die Verse in der Aramena sind so wie die Kupfer erbärmlich, ohngefähr so wie viele, die in unserm Jahrzwanzig glänzen, der Nachkommenschaft im J. 1880. vorkommen werden. Uebrigens wird der Leser das Buch gewiß unterhaltend finden, und gestehen, daß man im vorigen Jahrhunderte wohl mehr Erfindungskraft mag gehabt haben, als im gegenwärtigen. Besonders denen Lesern, die gerne eitel Geschichte und keine Raisonnements haben wollen, denen die gelehrten Abhandlungen in Romanen nicht behagen, wird die Aramena gefallen.

Sie ist eine vortrefliche Lectüre für diejenigen Kranken, denen annehmliche Beschäftigung des Gemüths nöthig ist, ohne daß sie sich gar zu sehr interessiren. Chronische Patienten, die lesen dürfen und können, finden hier einen guten Vorrath von Unterhaltung. Die Verse müssen gegen Abend gelesen werden. Sie machen schlafen.

VII.

Aramena eine syrische Geschichte — ganz für unsere Zeiten umgearbeitet von S(ophie.) A(lbrecht.)

Berlin bey Deckern. Erster Theil 360 S. Zweyter Theil 1783. 380 S. Dritter Theil 1786. 336 S. kl. 8.

Ueberhaupt wollen mir diese Umarbeitungen gar nicht gefallen. Bey solchen Büchern, als Aramena, ist es uns nicht allein um den Roman zu thun, sondern wir bewahren sie auch als Denkmäler der Grundsätze, des Geschmacks und der Sprache damaliger Zeiten. Eins unserer besten Journale fällt mit Recht dies Urtheil. Wir haben noch ganz andere Beyspiele von dem unersetzlichen Schaden, den gute alte Bücher, ja Meisterstücke ihres Zeitalters, von der Umarbeitung, die itzt gänge ist, leiden.

Auch hier lesen wir das trockene Gewebe eines Romans, dessen beste Unterhaltung und medicinischer Nutzen eben so viel in der Einkleidung lag. Itzt drängen sich die Begebenheiten gar zu sehr, und geben der Neugierde keine Zeit recht müde zu werden.

VIII.

Lustspiele von J. F. Jünger. Erster Theil. Die Badekur. Freundschaft und Argwohn.

Leipzig bey Dyk 1785. 216 S. 8.

Die Badekur hat zwey Akten. Sie ist bey weitem nicht so gut, als das folgende Stück. Der Plan könnte weit einfacher seyn. Wenn Johann zu dem französischen Bedienten Braun sagt: Solche Hanswürste, wie du, sind überall übrig! könnte auch von dem Herrn von Schuß selbst gelten. Auch Offenbach hätte wegbleiben können. In der ganzen Anlage ist nichts neues. — Daß die Amalia ihr eigenes mit Brillanten besetztes Bild deswegen der Louise aufdringt, weil ihr Treuloser es ihr zurückgeschickt, gerade als wenn sie es nicht selbst so gut verwahren könnte, daß es ihr nicht wieder zu Gesicht kommen möchte; daß diese Vertraute ein so erhebliches Geschenk so ganz unverantwortlich in dem Saale, der eine Art von Börse ist, auf dem Tisch liegen läßt, und daß auf diesem Tummelplatze ganze zehen Scenen vor sich gehen, ja Amalia und Louise selbst da ihr Wesen haben, ohne des Bildes ansichtig zu werden, bis daß endlich der Narr von Schuß es findet, ist sehr unwahrscheinlich und die ganze Folge davon lohnte der Mühe nicht. Die alte

Ver-

Verliebte, die einem Gecken nachläuft, der sie geplündert hat, ist ebenfalls schon öfters auf der Bühne gewesen. Noch älter, als diese Alte von Altorf ist der Schritt den Bilderberg thut, da er seine Geliebte verläßt, als er den ebenfalls schon oft vorgewesenen Anblick eines flüchtigen Bruders in ihren Armen hat. Ein drollichteres Symptom von der Verblendung der Liebe und Eifersucht hat man doch wohl nicht, als wenn ein Mensch sich einbilden kann, seine Geliebte werde, gerade zu der Zeit, da sie ihn erwarten muß, einem andern eine Zusammenkunft verstatten. Auch ist die Aussöhnung der beyden Liebenden nicht so sehr erbaulich.

Die Einheiten betreffend, so verändert sich der Schauplatz einigemal ohne große Nothwendigkeit. Wie weit es Sitte ist, daß man erst um zehen Uhr den Brunnen trinkt, weiß ich nicht. — Die Handlung ist nicht einfach genug. Doch das muß man bey einer Badekur entschuldigen.

Die Karaktere haben nichts hervorstechendes. Der Oberste hat sich schon hundertmal sehen lassen. Biderberg ist kein Kopfhänger, sondern ein Murrkopf, der die ersten Unartigkeiten sagt, die ihm in den Mund kommen.

Diesen Karakter giebt keine unglückliche Liebe, erhöben kann sie ihn freylich. Das Kammermädchen hat auch das Alltägige der Soubretten. Johann haben wir vorher beym Hofrath in den sechs Schüsseln gesehen.

Die Sprache, die Amalie in der Erzählung ihrer Geschichte führt, ist gar zu romanhaft. Im vertrauten Umgange spricht man nicht vom Pfade der Tugend. Daß irgend ein Deutschfranzose sollte sagen können: mon ame se pame, ist eben nicht sonderlich natürlich; daß der Bediente erst singen soll: c'est le ton, le bon ton de la bonne compagnie und nachher nichts anders herzusagen wissen, als Le diable m'emporte! Coquin retire-toi! ferme la porte u. s. w. (Sachen die Holberg schon auf die Bühne gebracht hat,) ist auch ein wenig unwahrscheinlich, wiewohl es noch immer sonderbarer ist, daß der alte Johann glauben kann, diese Jedermann bekannten französischen Brocken wären so viele Süßigkeiten, die seiner Lisette gesagt würden. — Wenn Louise zu dem Schuß spricht, er wäre so buntschäckigt als der mardi gras zu Venedig; so macht sie ihrer Kenntnis von Italien keine Ehre. Venedig hat keinen mardi gras wie Paris, sondern einen und der ist nicht buntschäckigter als das ganze übrige Carneval.

Daß der Oberste sagt, die Mariane säße zuweilen wie die Maria unterm Kreuze, ist unverzeihlich. Ein Mann wie Herr Jünger müßte komike Gleichnisse bey Dutzenden haben können, müßte nie genöthigt seyn, zu einem so anstößigen und armseligen, und noch dazu sehr schiefen Einfall, (denn Maria stund unter dem Kreuze), seine Zuflucht zu nehmen. Warum will man denn nun auf einmal die Bibel zum Gespötte machen? Ist das Achtung für so viele Tausende, die, was zum Leiden Christi gehört, noch mit Verehrung hören und lesen, wenn man solche Worte einem Histrionen in den Mund legt, damit man ein bischen Lachen errege; Es giebt Länder und Städte, deren Einwohner gewisse Ekelnamen haben, Namen die possierlich genug sind, um auf der Bühne Wirkung zu thun. Kein dramatischer Schriftsteller wird von dieser Hülfsquelle Gebrauch machen. Das wäre unartig, sagt man; das hieße gegen den Respekt handeln, den man ganzen Völkern und Städten schuldig ist. Aber die Maria, die das halbe Deutschland so höchlich bis zum Anbeten verehret; die Maria, die das Uebrige des h. R. R. als eine dem Heilande so nahe und geliebte Person ansieht; die Maria, die wir nicht ganz als ein anderes gleichgültiges Weib ansehen können, ohne unsere Religion zu verläugnen, die darf man auf die Bühne bringen? aus der darf man eine theatralische Lächelnfängerin machen? Ist das Achtung für das Publikum? Ob man die Religion oder

Nation

Nation der Zuschauer zum Gespötte macht ist doch wohl einerley.

Ich habe mich nicht entbrechen können, über diesen Misbrauch meine Gedanken zu sagen. Ich bin weit davon entfernt das was der Religion gehört so heilig zu halten, daß man es nicht nützen sollte, wenn man wirklich damit zu nützen hoft. Dergestalt thut das Lesen aus der Bibel in den Räubern eine so schöne und gute Wirkung, die hergelesene Stelle verliert so wenig von ihrer Würde, daß ich nicht im Stande bin, das ganze Aergerniß daran zu finden, das doch viele andere daran finden wollen. Aber Herr Schiller hat diese Scene nicht hingesezt um lachen zu machen.

Noch von der Verbindung der Scenen in der Badekur, ist etwas zu erinnern. A. I. Sc. 4. bleibt Lisette nach den andern Personen zurück, ohne daß man weiß warum. Sie steht da nur eine Secunde (denn länger muß ein stiller Solo auf der Bühne doch wohl nicht dauern?) als der Bediente erscheint der sie nun unterläßt. Dieser Mensch muß dem Grafen und seiner Donna in der Thür begegnet seyn, denn die giengen eben hinaus einen Spaziergang zu machen: und den werden sie doch nicht im Schlafzimmer haben machen wollen? Wie kann der Kerl sich so vorbey gedrängt haben, daß er schon da ist, ehe Lisette einmal den Mund aufthun kann? — Nachgehends kommt der Oberste, der zu der

einen

einen Thür hinausgegangen war, zur andern wieder herein, vermuthlich um Lisetten nicht zu begegnen? A. 2. Sc. 12. schickt der Oberste den Johann den Grafen herzubitten. Er hat nur 24. kleine Wörtlein gesprochen, so ist Johann schon an dem Orte seiner Bestimmung gewesen, hat sein Gewerbe angebracht und der Graf ist gegangen und angelangt, ganz als wenn Doct. Fausts oder Mahomets Maulthier oder Mantel mit im Spiel gewesen.

Endlich die Moral. Die ist fürwahr mühsam herauszuholen, wenn sie wirklich darin ist. — Die poetische Gerechtigkeit die darin gehandelt wird, will nicht viel sagen. Der Murrkopf erhält seine beleidigte Geliebte, die alte Manntolle bekömmt ihren Deutschfranzosen, und dieser Windbeutel wird dadurch nicht gestraft; denn er ist ein Geck, und sie hat Geld. Was aus dem Grafen und seiner Louise wird, erfährt man nicht. Freylich ist auch nichts daran gelegen.

Das zweyte Stück Freundschaft und Argwohn in fünf Akten, ist recht gut, wenigstens hat es mir sehr gefallen.

Der Personen sind eben nicht zu viel: doch hätte der Haushofmeister gerne wegbleiben mögen. Die vier Maskirten thun eine gute theatralische Wirkung. Eine Entführung, die man mit den Augen der

Einbildung so gerne sieht, mit den körperlichen anzuschauen, das muß behagen.

Inzwischen wäre es immer besser gewesen, wenn der Verfasser diese Geschichte hätte erzählen lassen, und sich dadurch einen unnöthigen Verstoß gegen die Regeln, nemlich in Betrachtung der Einheiten erspart hätte. Denn das ist nun wohl vollkommen wahr, daß ein Stück immer um so vielmehr zu loben ist, je treuer die drey Einheiten darin beobachtet werden. Dieser Raub, der an dem Fräulein begangen wird, ist auch eine Gewaltthätigkeit, die der Verfasser an den Regeln begeht.

Uebrigens ist der Plan recht gut angelegt. Die Idee, den Christoph als Kundschafter abzuschicken, und ihn die Rolle eines alten Kriegsmanns spielen zu lassen, ist glücklich; und meines Dünkens hat der Verfasser diesen Einfall gehörig genuzt. Mehr als eine drollichte Scene, und ein interessanter Wirrwarr, ist dadurch in das Stück hineingeflochten worden. Nur hätte dieser verkleidete Bediente etwas mehr mit seinen Brüdern in dieser Kneife kommen mögen. — Daß der Baron in das Kammermädchen verliebt wird; ist nun nichts neues: es hat aber hier seinen großen Nutzen. — Freundschaft zeigt der Baron genug, nur hätte er sich nicht sogleich vor der Faust weg (hier im buchstäblichen Verstande) mit dem Grafen schlagen sollen, denn er wußte ja, daß sein Freund im Irrthum war. Argwohn ist auch ziemlich

lich da, und der Grund dazu jedesmal natürlich genug; doch ist weder Freundschaft noch Argwohn das Ueberwiegende im Stücke. Herr Jünger hat sich wohl von der herrschenden Mode von Tugenden und Lastern die Namen herzunehmen, verleiten lassen, sonst hätte er es gerne nach der herrlichen Rolle Christophs taufen können.

Die Karaktere haben nichts, das sie sonderlich auszeichnet. Der gute Leuterer ist nichts weniger als neu. Die alte Comtesse hies im vorigen Stücke Fräulein Althof.

Die Sprache ist recht gut; nur die französischen Brocken in dem Munde deutscher Personen schurren ein wenig. Dies mag freylich Weltton seyn; aber es ist der fehlerhafte, den man weglassen sollte, wenn man seine Hauptpersonen von der guten Seite zeigen will. Dies geflissentliche Beybehalten der Fratzen der feinen Welt kömmt mir vor, wie mit Richard III. den man auf der englischen Bühne gerne mit einem Buckel vorstellt, um das Ding recht natürlich zu machen.

Die Verbindung der Scenen ist ungezwungen. Ein Monolog des Grafen Rosenau und der Brief, den er darin sich vorliest, ist zu lang.

Die Moral ist nicht so sonderlich. Der Argwöhnische sollte nicht ungestraft davon kommen, und das Verlieben in ein Kammermädchen sollte auch nicht mit einem glücklichen Erfolg gekrönt wer-

den. Dergleichen Exempel thun Schaden. Ob alles gleich nur erdichtet ist, so macht es doch Eindruck auf die, denen daran gelegen, daß mehrere die nämliche Schwachheit begehen. Daß es eine verkleidete Standesperson war, konnte der Baron ja nicht wissen: es war allemal eine Thorheit. Und keine Thorheit, kein Laster, keine Schwachheit muß auf der Bühne gut davon kommen.

Uebrigens sind beyde Stücke recht gute Arzneyen wider die Langeweile und Ungedult chronischer Kranken.

Ein artiger Vorschlag, den vielen schweren Geburten abzuhelfen.

Wenn der Arzt einmal in seinem eignen Körper eine träge Gallenabsetzung erwecken will, so übersehe er nur das bunte Mancherley, das man unter dem gleißnerischen Namen von Beyträgen zur medicinischen Polizey in allen Winkeln hervor bringt.

Es scheint die Zeit gekommen zu seyn, da die Aerzte regieren wollen. Vormals stund die Geistlichkeit hinter dem Steuermann; izt tritt die Medicin hinzu. Vormals wollte man gern alles selig machen, und ein ganzes Reich auf einmal in den Himmel transportiren, als wenn es eine Landkarte wäre; izt will man alles gesund und wohlgebildet machen; lauter starke frische Leute sollen erzielt werden, damit sie Krankheiten und Seuchen besser widerstehen können. Als wenn keine Epidemien, keine Diätfehler, keine Thorheiten und Laster, und keine Aerzte zurückblieben!

So lange inzwischen dergleichen Beyträge und Vorschläge nur darauf abzwecken, die Gesundheit des Volks zu sichern und zu bewahren, habe ich nichts dawider einzuwenden. Aber wenn man sich gelüsten lassen darf, die Fortpflanzung des Menschengeschlechts gewissen Verfügungen unterwerfen zu wollen, im Ehestande und im Kinder-

zeugen eine Contrebande zu erkünsteln, und dem Bürger auch in dieser Betrachtung das Sklavenjoch über den Hals werfen, auch auf diese schnöde Weise das Einkommen des Arztes vermehren, oder vielmehr täglich in Versuchung führen will; — denn ein solches Ehestandsfähigkeits-Attest, als das wovon ich gleich reden werde, ist eine wahre Versuchung für viele, — so kann ich mich nicht der bittersten Indignation erwehren.

Ein Projektmacher dieser Art war Herr Laurent, ein junger französischer Arzt, der vor etwa zehn Jahren zu Strasburg seinen Grad nahm. Dieser behauptet in seiner Probeschrift, daß den vielen schweren und so öfters für Mutter oder Kind, oder gar für beyde tödtlichen Geburten dadurch am besten könnte vorgebeugt werden, daß keinem Frauenzimmer, das nicht den vollkommen geburtsfähigen Bau ihres Beckens und der übrigen Theile mit einem kunstgemäßen Attest beweisen könnte, verstattet werden müßte, in den heiligen Stand der Ehe zu treten.

Wir wollen uns izt nicht damit aufhalten, zu zeigen wie unzulänglich dies Mittel seyn würde, einen solchen Endzweck zu erreichen, wie viele fehlerhaft gebauete Weiber ein lebendiges und wohlgestaltes Kind nach dem andern zur Welt bringen, und dadurch alle solche grausame Vorherverkündigungen zu Schanden machen, wie unendlich viel mehrere Weiber im Kindbette, zumal

an dem izt nur gar zu gewöhnlichen Fieber, als von dem Gebären selbst sterben, und wie höchstwahrscheinlich es ist, was auch noch neulich wieder gewiesen worden, daß die Verbesserung des Hebammenwesens das wahre Verhütungsmittel unglücklicher Geburten ist. Wir wollen uns izt nur in die Stelle des beleidigten Geschlechts setzen.

Sonderbar genug, daß ein Franzose im Stande gewesen ist, eine Idee niederzuschreiben, und sogar zu bearbeiten, die der Galanterie, worauf seine Nation stolz ist, so offenbar zuwider läuft!

Wie viele tausend wohlgebildete, von der Natur zu einer fruchtbaren Ehe recht ausgerüstete Frauenzimmer würden sich nicht lieber dem Schicksale der Tochter Jephtha's unterwerfen, zeitlebens der Süßigkeiten erlaubter Liebe entbehren, als solche anstößige Bedingungen erfüllen? Daß ein erwachsenes Mädchen von einer Krankheit und dem Gefühl der Gefahr so weit gebracht werden kann, ihre natürliche Schamhaftigkeit zu bezwingen, und dem Arzte Reize sehen zu lassen, die es nicht einmal ohne Streit und Widerstreben dem Auge des angetraueten Geliebten preis giebt, das kann man begreifen. Aber daß es sich vor dem Mann, der es wie ein Roßkamm beschauen und befühlen will, entblößen sollte, und zwar damit Mama sehe, wie weit ihre Tochter bey einem Manne zu schlafen körperlich berechtigt ist, das kann man nur zum Spaß

verlangen: und dieser Spaß ist von der beleidigendsten Art.

Wär es möglich, daß die Projektmacher in Zeugungssachen, die Raçenverbesserer des Menschengeschlechts, durchdrüngen, und diesem Gebrauch, der der weiblichen Schamhaftigkeit den lezten Stoß geben müßte, Gesetzkraft verschafften, so würde die Arzneywissenschaft das Anziehende des thierischen Magnetismus bekommen; alles was noch jung und feurig wäre, würde Arzt zu werden suchen, um schöne Mädchen da zu beschauen wo sie am schönsten sind. Das wäre doch noch wohl so gut als das Magnetisiren mit den Daumen. Nicht nur das lüsterne Auge, sondern sogar die Kredenzerin, die Hand, so rund umher laufen zu lassen, quasi die Contours des Beckens zu erforschen, ey das wäre ja ein himmlisches Vergnügen!

Und dann würde der Arzt in der größten Versuchung seyn, wenn er bey einer verliebten Schönen herzbrechenden Seufzern unbewegt bleiben und eine traurige Wahrheit bezeugen sollte. Nur ein alter Menschenfeind von einem Arzte würde bey den Bitten, den thränenden Augen einer holden Brunette oder Blondine unerschüttert bleiben, und ihr die Erlaubniß ihres Anbeters süßesten Wunsch zu krönen, steif und fest verweigern.

An

An dem liebenswürdigen Geschöpfe, woran wohl gar der Neid selbst nichts auszusetzen gefunden hätte, sollte denn der Arzt Fehler finden. Ihre Hauptbestimmung, für die Ehe oder fürs Kloster, sollte ein Beckenmesser entscheiden. Wenn der Himmel ein Mädchen mit allen Reizen, die das Herz eines würdigen Mannes gewinnen und behalten können, mit allen Eigenschaften, die ihn glücklich machen müßten, mit allen Tugenden, die für eine gute Kindererziehung bürgten, begabt hätte; so sollte alles dies es nicht zum Ehestande berechtigen können, weil ihm einige Linien in der Dimension des Beckens fehlten! Wenn es die Gesundheit im Angesicht und einen Himmel im Herzen trüge; wenn alle Augen mit Bewunderung sich auf seine schöne Gestalt hefteten, alle Zungen sein Lob erhöben und ihm einen eben so liebenswürdigen Gemal anwünschten, so sollte es dieses Mannes Eigenthum nie werden, unverheirathet sollte es bleiben, als alte Jungfer sollte es verdorren, weil der Doktor es nicht breit genug über dem Kreuz gefunden hätte.

Nicht nur den jungen Mädchen, die im heiligen Ehestande den gewöhnlichen Segen erringen möchten, sondern auch den schon mehr gesezten, schon ausgetrockneten, zum Schwanger werden nicht mehr fähigen, will Herr Laurent lediglich unter der gedachten Bedingung den Eintritt in das Brautbett verstatten.

Zeitlebens vom ehelichen Stande ausgeschlossen seyn; nie und nimmermehr Madame oder gnädige Frau zu heißen, niemals einen Mann glücklich oder unglücklich machen zu dürfen; niemals taufen zu lassen, oder ein Kind zur Taufe zu tragen *), das wäre hart, grausam, abscheulich.

Sollte irgend eine Leserin von Stande den unterhaltenden Arzt einen ungezogenen bösen Mann genannt haben, weil er behaupten dürfen, die Töchter des gemeinen Mannes verdienten mehr als gnädige Fräulein, durch das Blatterimpfen dem Staate versichert zu werden; so möchte ich wohl wissen, wie sie diesen Franzosen nennt.

Ernsthaft zu reden, sieht man hier, wie weit die Klügeley und Verbesserungssucht in unserm Zeitalter geht. Der angeführte Autor mag es nun wohl nicht so arg gemeint haben. Er schrieb für das Katheder: und da ist es zuweilen ein nicht geringer Sieg, ein Paradox vertheidigen zu können. Aber wie viele andere wollen sich nicht izt auf Kosten der bürgerlichen Freyheit, und der Rechte der Menschheit einen Namen machen?

*) Bey uns in Koppenhagen kann nur eine Frau das Kind zur Taufe tragen.

Von dem wunderbaren Arzte.

Vor einigen Jahren redete man bey uns von den Wunderkuren, die ein alter, recht sehr alter ehrwürdiger Mann von Stande in einem gewissen deutschen Lande verrichtet hatte. Viele unglaubliche medicinische Heldenthaten erzählte man von ihm; aber die größte war doch immer die Verwandlung, die er an einem Kammermädchen bewirkt hatte.

Medea besaß bekanntlich die Gabe Greise zu verjüngen. Sie brauchte diese Gabe, so viel ich weiß, nur zum Heil des männlichen Geschlechts. Daß sie ihrem eignen den nämlichen Dienst thun sollen, konnte man nicht verlangen. Medea war ein Frauenzimmer. Unser Arzt — der Name ist mir entfallen — war so glücklich gewesen, des Recepts der Medea habhaft zu werden. Auf seinen Reisen im Morgenlande, als er am Gestade des schwarzen Meers herumirrte, fand er das Buch hochgedachter durchlauchtigen Unglücklichen in einem alten Gemauer, so wie die Handschrift der Aramena auch zu Köln am Rhein gefunden worden.

Eine Dame, deren Reize gar sehr der Reparation benöthigt waren, bat sich ein Glas von dem verjüngenden Wasser aus. Die Zofe war ebenfalls in sehr baufälligen Umständen. Sie nutzte die Gelegenheit und wusch sich in der Abwesenheit

ihrer gnädigen Frau damit. Und siehe! dies Kammerkätzchen-Antlitz, gelb, trocken, wurmstichicht, oben und unten zugespizt wie eine Krakmandel, wird auf einmal weiß und roth, und frisch und glatt und ründlich! Ihre Gnaden kommen zu Hause, glauben eine fremde Person vor sich zu sehen, und sind im Begrif ein Endchen von einem mechanischen Knix herzugeben, als die vermeinte Fremde durch ihre wohlbekannte Stimme sich zu erkennen giebt. Es war die ehrliche Haut mit den alten treuen Knochen, die Zofe. Die Krakmandel war in einen Vorstorfer Apfel verwandelt. Die Dame sezt sich nieder, die schon Umgewandelte bestreicht sie reichlich und die nämliche Verwandlung findet statt: in die Stelle einer schimmlichten Citrone tritt eine leckere Aprikose.

Nun mußte man ja begierig werden, diesen großen Mann zu sehen, mit ihm zu reden, sich an ihm fest zu hangen, und von seinem großen Himmelfeuer einen kleinen Brand zu stehlen. Viele reiseten hinaus ins Reich und sezten sich zu seinen Füßen. Ich aber mußte mich mit einigen Brosamen seiner Weisheit, mit einem paar Briefen, die er mir lieh, genügen lassen.

Aus einem von diesen schrieb ich folgende Stelle aus.

L'estomac et les boyaux causent, ou le bon ou le mauvais état de notre santé. Ce sont ces deux importantes et respectables portions de nos entrailles qui donnent absolument le ton, et qui nous firent, nous font, et nous feront toujours ce que nous sommes nous autres pauvres aveugles mortels. Le germe de nos maladies git dans ce merveilleux conduit accessible, presque huit fois aussi long que notre corps depuis la tête jusqu' aux pieds: c' est notre vicieuse maniere de vivre qui l' y met, le fait éclore dans son tems, le perpetue et maintient sa durée contre toutes les loix du bien-être de la vie qui s' y opposent, et c' est dans le même conduit accessible qu'il faut exterminer ce maudit germe, et le premier coup qu' on doit frapper contre lui, c' est de cesser de le produire.

Wenn man sich nun nicht bey den Ausdrücken aufhalten, sondern in den rechten Sinn des Mannes eindringen will; so muß man gestehen daß er im Grunde nicht Unrecht hat, und daß er die Sache nur ein wenig übertreibt. Das thun jedoch die Aerzte auch nur gar zu oft. Im Magen, in den Gedärmen sizt die Ursache so mancher körperlichen- und Gemüthskrankheiten: das ist unläugbar. Ein Mann, der da den Grund der Uebel sucht, und sie da bestreitet, ist kein roher Empirikus. Er mag Schaden thun, vielen Schaden thun, aber

er muß auch vielen Nutzen stiften. Das ist wieder der Fall mit den Aerzten selbst. Wie viele hauen nicht noch immer ein auf Plethora, oder sehen allenthalben Entzündung, oder diese und jene Schärfe? Muß nicht auch dieses Uebertriebene, dieser Wahn, dies Steckenpferd, viel Unglück anrichten?

Daß er eine vernünftige Lebensart predigt, macht ihm auch Ehre. Die Herrn promovirten übergehen diesen Punkt nur gar zu oft und erwarten alles von ihren Arzneyen.

Mit einem Worte, die gedachte Stelle, die freylich zu lustigen Anmerkungen einigen Stoff giebt, hat mir von dem Manne ganz andere Begriffe eingeflößt: er ist oder er war allerdings ein Empirikus, ein Geheimnißkrämer, ein Adept, ja rein heraus, ein Charlatan — nemlich ein nicht promovirter Charlatan; aber alle Grundsätze, und alle richtige Grundsätze kann man ihm nicht absprechen.

Auch die drollichten Anekdoten und die abentheuerlichen Kuren mögen wohl erdichtet seyn, um ihn lächerlich zu machen.

Grünende Pflanzen und grünende Bäume werden bestens empfohlen.

Daß die grünenden Pflanzgewächse am Tageslichte oder vielmehr im Sonnenschein viele reine oder Lebensluft entwickeln, nach Untergang der Sonne aber eine schädliche Luft hergeben, bleibt nun nach wiederholten mannigfaltigen Versuchen immer eine Wahrheit, deren Erkenntniß wir Herrn Ingenhous zu danken haben.

Die nutzreichste Anwendung läßt sich von dieser höchstwichtigen und unschätzbaren Entdeckung machen. Aber auch zu lehrreichen Betrachtungen giebt sie Anlaß.

Wenn man sonst sah, wie der arme Kellerbewohner seine niedrigen und unsaubern Fenster mit Krausemünze, Maieran und andern grünen Gewächsen zierte, so konnte man sich des Lachens nicht erwehren. Man fand darin einen Beweis mehr von der Ausbreitung der Eitelkeit durch alle Stände, und zumal von dem Nachahmungstriebe der Geringern. Vor den Fenstern des obersten Mezenins im Schlosse, sieht man Balsaminen und ihres Gleichen prangen. Es ist das Vergnügen der Hofbedienten. Zwischen den seidenen Kissen in den Fenstern der wohlhabenden Bürger erheben

eine

eine Reseda und andere ihr Haupt. Der Handwerksmann besezt eine Altane an seinem wohnungreichen Hause mit Blumentöpfen. Die hangenden Gärten der Semiramis zeigen sich en migniature auf dem platten Dache eines Brandweinschenken. Der Nachtwächter, der Schuhflicker, der halb unter der Erde wohnt, will ihnen nichts nachgeben: er zeigt auch eine Art von Orangerie hinter seinen Fenstern.

Andere

Andere
das Medicinalwesen u. s. w.
betreffende
kleine Aufsätze:
oder
eigentliche Fortsetzung
des
unterhaltenden Arztes.

Von Begräbnissen in Kirchen und auf Kirchhöfen in Städten.

Einer von den alten Gebräuchen, oder Misbräuchen, worauf man itzt in Deutschland, Frankreich und Dännemark gleichsam Jagd macht, ist das Begraben der Todten in Kirchen und auf Kirchhöfen in Städten. Ganz gewiß bedarf die christliche Kirche einer Verbesserung in diesem höchstwichtigen Punkte. Es ist hohe Zeit, daß dem Aergerniß, das die Begräbnisse geben, einmal abgeholfen, und dieser Stein des Anstoßes, über welchen Voltaire und seines Gleichen so öfters sich lustig machten, aus dem Wege geräumt werde. Nur muß man diesen Misbrauch mit den rechten Gründen bestreiten: und das sind schwerlich diejenigen, die von der öffentlichen Gesundheitssorge hergenommen werden.

Daß die Begräbnisse auf den Kirchhöfen in den Städten in unserm Vaterlande so viel Unheil stiften, so große Gefahr bringen sollte, als man in andern Ländern wahrgenommen haben will, beweist die Erfahrung nicht: und daß also der Schaden, der daraus entstehen soll, in großer Maaße mehr von der Art und Weise, die Todten auf

Kirchhöfe zu begraben, als von dem Gebrauch selbst herrühren muß, lehrt die gesunde Vernunft.

Es mag nun aber die Sache selbst oder die Art und Weise zu beschuldigen seyn; so ist das gewiß und unläugbar, daß immer Gefahr genug daraus erwachsen kann, um die Obrigkeit zur Untersuchung der erstern oder der andern zu verpflichten, damit wenigstens nicht übel ärger werde.

Die Aerzte und Nichtärzte, die wider das Begraben der Todten in Kirchen und auf Kirchhöfen eifern, wären also immer zu entschuldigen, wenn sie ihre Stimme erheben und das Publikum in Bewegung setzen, sollte auch das Unglück noch bey weitem nicht so groß seyn, als sie es abmahlen, ja wenn auch nur eines einzigen Menschen Leben dadurch in Gefahr, und zwar in vermeidliche Gefahr, gesetzt würde.

Aber die Herren, die ihre Wachsamkeit bey diesem Anlaß so rühmlich an den Tag legen, sollten sich doch erst einmal umsehen, wo sie in der Welt sind. Sollten nicht etwa Sümpfe, Kanäle und Graben mit stillstehendem Wasser, Misthaufen, Kloaken, Gärbereyen, Fischmärkte, Schlächterhäuser, u. s. w. eben da zugegen seyn, Gestank und Gift verbreiten, Fremden und Einheimischen Aergerniß geben, wo man aus patriotischem Eifer unter den Todten wühlen, und den Gebeinen der Väter kein Plätzgen in der Stadt mehr gönnen will.

Derjenige, der von solchen höchstvermeidlichen, wirklich schädlichen Oertern und Anstalten stille schweigt, und hingegen die Ruhestäte seiner Mitbürger wie einen Schindanger und wie eine Pestilenzgrube ausschreyet, ist ein rechter Schalksknecht. Schrye er so gegen die Metzger, die Fischweiber, die Gärber u. s. w. so würde er sich Feinde, und fürchterliche Feinde machen. Das läßt er also wohl bleiben, und richtet seinen Angriff auf Gegenstände, wo man nichts riskiret, Kirchen und Kirchhöfe, zumal da es itzt Mode ist, daß man alles, was zum äußerlichen oder innerlichen Gottesdienst gehört, durchsucht, um Fehler darinn zu finden.

Vernünftigen und unbefangenen Obrigkeiten muß diese Abderiterey, daß man die Kirchen und Kirchhöfe den Todten verschließen will, weil es nicht ganz unmöglich ist, daß es sich irgend einmal zutragen möchte, daß sie Gefahr brächten, und daß man hingegen von jenen gestank- und gefahrvollen Gewerben, die doch weit eher müßten fortgeschaft werden, nichts sagt. Das Donquixotische, das manches kleine Autorlein dadurch an den Tag legt, und der stürmerische Eifer, der itzt in der medicinischen Polizey herrscht, muß sie lächeln machen.

Man antwortet vielleicht: man müsse mit dem was am leichtesten fiele, den Anfang machen; nachher käme auch wohl einmal die Reihe an die

 Flei-

Fleischer u. s. w. Aber wer sagt, daß es nicht noch immmer weit leichter wäre eine Stadt der letztern zu entledigen? Warum kann der Metzger nicht eben so gut sein Fleisch zum Thore herein, als der Bürger seinen verstorbenen Vater zum Thore hinaus tragen lassen.

„Ja, spricht man, „der Metzger, der Gärber u. s. w. wohnt nun einmal da: sein Haus ist sein Eigenthum: und das zu nutzen, so weit Privilegien es verstatten, muß man ihm nicht wehren.“ — Aber der Kirchhof liegt nun auch einmal da: er ist auch ein Eigenthum der Kirche, diese zieht auch ihre erlaubten Vortheile davon, die zu ihrer Unterhaltung dienen. Der Bürger hat auch seine erkaufte, und man merke wohl, für sich und seine Nachkommen erkaufte und privilegirte Grabstäte: sein Leichenstein ist so gut als des andern Schild und obrigkeitliches Vergünstigungszeichen.

„Die Unbequemlichkeit würde zu groß seyn, wenn man sollte zum Thor hinaus schicken, um Fische, Fleisch u. s. w. holen zu lassen.“ — Wen träfe diese Unbequemlichkeit? Größtentheils die Dienstboten. Und wenn die Todten zum Thore hinaus sollten, die Unbequemlichkeit träfe hübsche Leute selbst.

„Die Dienstboten würden mehr Lohn haben wollen, wenn sie zum Thor hinaus laufen sollten.“ —

ten.“ — Aber das Begraben außerhalb der Stadt muß auch kostbarer fallen, wenigstens bey schlechtem Wetter.

„Da schränkt man sich mehr ein, bittet nicht so viele Paar Leidtragende u. s. w.“ — Das wird derjenige, der dadurch seiner Familie Schande zu machen fürchtet, wohl bleiben lassen. Der kluge Haushälterische wird auch in der Stadt keinen unnöthigen Aufwand machen.

„Bey Belagerungen ist es doch gut, Schlächter in der Stadt zu haben.“ — Freylich. Doch noch besser, Ochsen. Aber, damit man in einer Belagerung Fleischer habe, soll man sie beständig haben!

Und nun, weil wir doch von Belagerungen reden, eben derentwillen sollten die Kirchhöfe nicht vor dem Thore liegen. Soll denn der Feind in den Gebeinen unserer Väter wühlen? Soll er ihre Ruhe stören? Soll er wohl gar sich zwischen ihren Ueberbleibseln eingraben? Soll er mit ihrem Staube Faschinen füllen und Schanzen aufwerfen?

„Unsere Mitbürger sollen uns lieb und werth seyn; wir sollen keinen zur Stadt hinausjagen.“ — Unserer verstorbenen Mitbürger Asche muß uns heilig seyn: wir müssen sie uns nicht als Unrath vom Halse schaffen.

„Aber diese Asche thut der öffentlichen Gesundheit Schaden.“ — Nicht mehr als der Abfall von geschlachteten Thieren, die an der Luft und Sonne liegenden und faulenden Fische, die Felle unter der Zubereitung des Gerbers, die stinkenden Kanäle, u. s. w.

„Man liest aber Zeugnisse genug der traurigen Wirkung der giftigen Dünste der faulenden Todten in schrecklichen Gräbern der leidigen Kirchen und grausen Kirchhöfe.“ — Davon ist ein Theil ganz erdichtet, ein anderer Theil übertrieben, und ein dritter Theil gereicht nur dem Misbrauch zur Last, nicht dem Gebrauch. Blitzableiter sind weit gefährlicher.

„Wenn sie schlecht eingerichtet werden. Aber mit geziemender Vorsicht angelegt, sollen sie wahrhaftig keinen Schaden thun.“ — Eben das gilt vom Begraben auf Kirchhöfen und in Kirchen. Tout depend de la maniere ist ein rechtes Sprachssprüchlein in der französischen Sprache. Die Vorsicht, die man bey Donnerstangen braucht, wende man auch bey den Begräbnissen an.

Ja das Zeter Mordio, das man in Deutschland und Frankreich über die Begräbnisse in den Städten schreyet, beweist nichts gegen selbige überhaupt: es zeigt höchstens, daß es hie und da schlechte Einrichtungen giebt, und lehrt die Nothwendigkeit, die Pflicht der Obrigkeit, auf das dabey

bey übliche Verfahren aufmerksam zu seyn, und auch dabey für die Sicherheit des Publikums zu wachen.

In Hamburg, wo eine Schrift wider das Begraben in der Stadt zum Vorschein kam, die auch ins Dänische übersetzt worden, giebt es freylich einige schmale, dicht bebauete Kirchhöfe, die aber doch auch vom Winde bestrichen werden.

Das was auf dem Kirchhofe der Unschuldigen Kinder zu Paris geschieht, das lange unterbleibende völlige Einscharren der Todten ist ein grober, abscheulicher Misbrauch, den ein vernünftiger und billiger Arzt niemals zum Beweise anführen sollte. Denn gilt der Grund wider das Begraben in den Städten, so sollten auch alle Apotheken geschlossen werden, weil Arzneyen wirklich sehr oft unter verkehrtem Gebrauch tödtlichen Schaden thun. Das unschuldigste, nützlichste heilsamste Ding von der Welt kann man auf diese ungereimte Weise verdächtig machen.

Sonderbar genug, daß Aerzte und Philosophen, von halbbegrabenen oder unbegrabenen Leichen auf Begrabene haben schließen können! Aber merkwürdig, daß die Britten, dies Volk, das sich um die Erforschung der besten Mittel die Luft zu reinigen, um das Spital- und Gefängnißwesen so verdient gemacht hat und noch immer macht, noch gar nicht wider das Begraben in den Städten geeifert haben.

Wäre man in dem Verbesserungseifer, worinn die leidige Nachäffungs- und Neuerungssucht so öfters sich vermummt, nicht so blind; so würde man allenthalben, wo man den Schreyern nachschreyt, zu allererst und vor allen Dingen unverwerfliche Beweise gesammelt haben, daß das Begraben der Todten in der Stadt Krankheiten verbreitet hat, daß diese Krankheiten lediglich von dem Begraben herrührten, und davon herrühren mußten, und daß nicht ein Misbrauch, ein grober, leicht abzuwendender Fehler in dem Verfahren oder die lokale Beschaffenheit der Begräbnisse, sondern das unbedingte Begraben selbst Schuld daran war. Die Sterbefälle unter den an Kirchhöfen wohnenden Familien müßten untersucht, das frühere oder spätere Lebensziel solcher Individuen in einer Reihe von Jahren erforscht, und daraus die frühere und größere Sterblichkeit an solchen Oertern dargethan werden.

Und beydes würde sehr schwer fallen. In unserm Kopenhagen, wo man doch auch schreckliche Epidemien fäulichter höchstansteckender Natur gehabt hat, ist wenigstens noch kein einziges Beyspiel bekannt, daß von dem Begraben in der Stadt jemals eine Seuche entstanden, oder daß das Wohnen an Kirchhöfen die Nachbarn siech und kränkelnd gemacht, oder gar in ihren besten Jahren der Zeitlichkeit entrissen hat. Ich habe nun ganze dreyzehn Jahre an einem Kirchhofe gewohnt:

wenig-

wenigstens einmal in der Woche im Frühjahre und Herbst wird darinn eine Grube gegraben. Noch nie habe ich übeln Geruch, noch viel weniger Krankheit davon bemerkt. Die Kirchenbedienten und andere Nachbaren werden alt und grau, meistens auch rund und fett. Freylich ist es ein wohleingerichteter Kirchhof; aber die Hauptvortheile, die er hat, haben die meisten andern auch.

Geräumig sind bey uns die mehresten: und so sind wohl die meisten in der ganzen Christenheit. Nun ist ein freyer Platz unfähig böse Dünste zu behalten und darüber zu brüten. Noch mehr: je geräumiger der Kirchhof ist, je mehr Platz er für Leichen hat, je länger haben die Eingescharrten Zeit zu ruhen und zu vermodern, also bey dem nachmaligen Wiederaufscharren unschädlich zu werden.

Wie sehr das lange Liegen in der Erde allen Gift, alle Ansteckung vernichten kann, lehrt ein merkwürdiges Beyspiel. Vor zehen Jahren mußten die hiesigen Artilleristen, auf der an der Stadt liegenden Insel Amak, zum Behuf ihrer Uebungseinrichtungen, viel in der Erde wühlen. Sie trafen auf Ueberbleibsel von Leichen, die in Menge beysammen lagen, und wovon Niemand sich etwas erinnern konnte. Es ward daher höchst wahrscheinlich, daß man diese Stelle im Pestjahre 1711. genutzt hatte, einen Theil der Weggerafften zu beerdigen. Kein einziger von den Arbeitern ward angegriffen.

Große

Große geräumige Kirchhöfe, wo man die begrabenen Leichen nicht bald wieder zu berühren nöthig hat, thun also, wenn sonst kein Mangel oder Fehler statt findet, keinen Schaden, können folglich bleiben, wenn man die kleinern abschafft. Aber alles Anstößige mit Stumpf und Stiel zu vertilgen, das Unschuldige mit dem Schuldigen leiden zu lassen, gehört zum Verbesserungseifer unserer Zeit.

Ein anderer großer Vortheil, der dem mit benachbarten Kirchhofe mit so vielen andern gemein ist, besteht in dem freyen Zug der Luft. Um eine Kirche und ihren Thurm herum ist sie immer in Bewegung: beyde sind dem Aeolus ein ewiger Anstoß; er möchte sie nur gar zu gerne herunter reissen: und wenn er das nicht kann, fährt er mit brüllendem Zorn über den Kirchhof daher, fegt alles, was Leichendunst und Pflanzenduft heißen kann, mächtiglich weg, und stößt es an die Gassenecken und Giebel. Auf einem solchen, allen zwey und dreyßig Winden ausgesetzten Platze kann kein giftiger Hauch eine bleibende Stäte finden. Und so muß es, wenn ich mich recht erinnere, auf den meisten Kirchhöfen Hamburgs auch seyn.

Und wenn auch ein Kirchhof enge wäre, so hindert das wenig, wofern nur Zug da ist. Wie leicht ist es aber nicht den zuwege zu bringen?

Weiter ist das herrlich und schön, daß ein Kirchhof nicht festungsmäßig mit einer hohen Mauer, sondern wie es einem Gottesacker geziemt, mit einem Staket umgeben ist, durch welches der Zug immer eine freye Fahrt hat, und jeden Leichenstein, jedes Kreuz, jeden Grabhügel bestreichen kann.

Doch mögen Mauren noch hingehen, wenn sie nur mit vielen gegitterten Oeffnungen versehen sind, und die Thore offen stehen.

Aber die vielen Abtheilungen, die kleinen Gehege, worinn gewisse Familien ihre besondern von andern Christen sorgfältig geschiedene Begräbnisse haben, sollten nicht gelitten werden. Denn darinn kann ein aufsteigender Dunst stehen bleiben, und sich sammlen.

Die großen Leichensteine, wo das, warum sich kein Mensch bekümmert aufgezeichnet steht, sollten nicht gelitten werden. Sie rauben dem Kirchhofe das schöne und luftreinigende Grüne, und sie verhindern das frühere Vermodern der Leichen.

Bäume geben dem Kirchhofe ein anmuthiges gartenähnliches Ansehen, dienen auch das Erdreich feucht zu erhalten, und dadurch die Verwesung zu befördern. Nach den neuesten Erfahrungen aber sollten sie nur da stehen, wo sie dem Sonnenlicht ausgesetzt sind.

Daß

Daß ein Kirchhof an einer oder mehrern Seiten mit Hinterhäusern, die nur gar zu oft die Schaamtheile menschlicher Wohnungen vorstellen, besetzt ist, sollte nie gelitten werden. Durch diesen häßlichen Anblick verliert er viel von seiner Ehrwürdigkeit, und bekömmt den Gestank, den man so gerne auf Rechnung der Todten setzen will. Eine solche gar zu lebendige Umzäunung hält auch den reinigenden Zug der Luft ab, und schadet also in mehr als einer Absicht.

Endlich werden auch bey uns die Todten tief eingescharret, und der Gräber weiß immer gerne ein Plätzchen zu treffen, wo keine andere unlängst erst hineingelegte Leiche ruhet. Aeußerst selten sieht man Knochen aufwerfen. Hierinn hat er große Hülfe von einem andern Gebrauch, der hier üblich ist, daß nämlich über der ganzen Stelle, wo der Todte ruht, wofern kein Leichenstein es hindert, ein Erdhügel aufgeworfen wird, der bald mit Gras bewächst.

Was also die Kirchhöfe betrift, so sieht man nun wohl, daß die ganze Gefahr, die aus dem Begraben auf binnenstädtischen entspringen soll, auf Umständen beruht. Nur dann ist der Kirchhof in der Stadt gefährlich, wenn er zu klein ist, so daß man gar zu bald an die Stellen kömmt, wo noch nicht hinlänglich vermoderte Leichen liegen; wenn es ihm an frey durchstreichender Luft mangelt; wenn die Leichen nicht tief genug einge-

graben werden, wenn man nicht zu viele Leichen aus einer Familie in kurzer Zeit nach einader in einem kleinen Bezirk zusammen zu packen braucht.

Doch auch in diesem Fall wissen die Todtengräber bey uns sich sehr gut zu helfen. Sie wissen immer wo jede Leiche liegt, wie weit weg und wie tief: und daher bleiben die andern Särge unverletzt.

Man könnte mithin einen jeden Kirchhof der in der Stadt liegt, und womit es die gedachte gute Bewandniß hat, fernerhin gebrauchen, und dadurch das Einkommen der Kirche ungeschmälert erhalten, auch hübschen Bürgern vergönnen bey den lieben Ihrigen zu ruhen.

Was die Frage anbelangt, ob es nicht rathsam wäre, die Kirchhöfe aus der Stadt zu verlegen, damit zur Zeit einer ansteckenden Seuche die Pestilenz, die ein von solchen Leichen gleichsam überfüllter Kirchhof erzeugen könnte, abgewendet werde, so dient darauf folgendes zur Antwort.

Erstlich es muß keine ansteckende Seuche weit um sich greifen und viele wegraffen, wenn die Herren Aerzte, und allenfalls die Obrigkeit selbst, das Ihrige thun. Kann der Arzt der Ansteckung nicht wehren; kann er die Kranken nicht retten; so muß die Obrigkeit zutreten, und der Ausbreitung des Uebels Gränzen setzen. Man weiß nun, daß sie das immer kann, wenn sie nur will.

Zweytens,

Zweytens geht es bey wüthenden Seuchen gern über die Armen her; und die haben auch bey uns schon, wie an so manchen andern Orten, ihren Kirchhof vor dem Thore.

Drittens braucht es alsdenn nur, den Todten, die auf dem binnenstädtischen Kirchhofe beerdigt werden, fein tiefe Gruben zu graben.

Viertens steckt der Kranke gewiß immer mehr an als der Todte. Der noch in seinem Bette liegende Faulfieber= oder Ruhrpatient, dessen Vergiftungsquellen noch alle offen, belebt, wirksam sind, muß unwidersprechlich mehr Gefahr bringen, als die Leiche, die man in einen Sarg packen, und deren Ausdünstung man auf mancherley weise verhüten kann, ja die man tief in die Erde senkt, und Klafter hoch mit Erde bedeckt.

Und nun, biederer Leser, erkenne die Weisheit unsers Zeitalters, und sieh was für ein drollichtes Ding es um das Reformationswesen unserer Tage ist. Ich habe diesen Beweis des Abderitismus bisher gespart, um deine izt vielleicht ermüdete Aufmerksamkeit wieder zu erwecken.

Daß ein Todter in der Erde unmöglich so viel Ansteckung verbreiten kann, als ein Kranker, der in dem pestähnlichen Faulfieber, in der giftigsten Ruhr ganze Tage und Wochen danieder liegt, und in diesem Zustande beständig Leute um sich hat, die seinen Dünsten, ja seiner Berührung ausgesezt

sind

sind; daß gegen einen Menschen, der von einer auf dem Kirchhofe eingescharrten Leiche angesteckt oder sonst krank wird, zehen tausend ihre Krankheit und ihren Tod von einem Kranken, oder einer noch nicht begrabenen Leiche holen; das kann niemand anders läugnen, als wer nicht bey Sinnen ist. Weiter ist es unwidersprechlich wahr, daß ein Hospital, zumal ein großes, ein beständiger, und oft der ärgste Quell der Ansteckung ist, weil der Gift von mehrern Kranken darin gesammelt und gleichsam geschärft wird, und viele Menschen darin mit ihnen zu thun haben. Und darum lehrt auch die Erfahrung, daß gegen einen Todtengräber, der in der Gefahr seines Berufs umkömmt, tausend Spitalärzte und Wundärzte, Krankenwärter und andere Spitalbediente sterben.

Also ist eine Regimentskrankenstube, und ein kleines, noch mehr aber ein großes Spital unendlich gefährlicher, unendlich pestschwangerer als ein Kirchhof.

Und nun frage ich, wie viele von denen, Aerzten und Nichtärzten, die wider die Duldung der Kirchhöfe geeifert und geschrien haben, sind redlich genug gewesen, zu gestehen, daß erst die Spitäler aus der Stadt geschaft werden sollten? Wie viele haben wider deren Duldung geschrieben? So viel ich weiß, nicht ein einziger.

Ja zu der Zeit, da man die Kirchhöfe in den Städten verdammt, errichtet man neue Spitäler in den Städten. Die unerweislichen Ansteckungsquellen sollen fort, und die leider gar zu gewissen sind von Herzen willkommen!

Woher dieser höchstanstößige Widerspruch? Aus der menschlichen Schwachheit. Der Ton wird angegeben: und in dem Tone läßt sich jeder hören. Die ungereimteste Fratze werde nur erst Mode, so hört sie auf Fratze zu seyn. Große Männer lassen nur ein Wort fallen; gleich wird es aufgefaßt, geht von Mund in Mund, wird medicinisches Feldgeschrey. Ein Stutzer hat nur Kleider nach der Mode: viele Aerzte lassen sich Grundsätze, sogenannte Wahrheiten, und ich weiß nicht was alles nach der Mode machen. Das Nachbeten ist auch bey Aerzten gemein: das servum imitatorum pecus findet man unter ihnen so gut als unter andern Autoren. Wie viele medicinische Orakelchen hat man nicht, deren ganzer Kunstgrif zur Celebrität zu gelangen darin besteht, daß sie Gemeinstellen aus gewisser berühmter Männer Schriften samlen, diese mit den Namen der Autoren in einem Teig von Raisonnements backen, und einen solchen gelehrten Speckpfannkuchen der Welt vorsetzen, da man denn natürlich schließt, das Männchen muß doch wohl ein gar großes Männchen seyn, weil es mit der Weisheit der großen Männer so vertraulich bekannt ist.

Und

Und dann der izt herrschende Kitzel sich an allem zu reiben, was zu dem sogenannten alten Sauerteig der christlichen Religion gehört. Wie schön, wenn man gar den Fürsten und ihren Ministern einbilden könnte, daß die Kirchen und Kirchhöfe durch die Bank Pestquellen wären! Das wäre immer für den Pfaffenkram ein Stoß mehr. Das führte schon näher zum Zweck.

Aber vor allen Dingen das Vergnügen, das stolze Vergnügen, auch etwas mit niedergerissen zu haben, auch mit Epoke oder Epökelchen gemacht zu haben! Denn alles was das alte umkehrt, macht Epoke. Es ist doch so etwas großes, heldenmäßiges, eines Luthers, eines Washingtons so würdiges, einen vieljährigen Gebrauch abgeschaft zu haben, ob er gut oder schlecht war, das ist einerley. Wenn die Kirchhöfe sekularisirt würden, welche Revolution in der Weltgeschichte! Wenn man die Todten zum Thor hinaus jagte, welcher rühmliche Sieg! Wenn man da, wo Gräber waren, ein schönes Bowling green, einen öffentlichen Garten entstehen sähe, welche Wohlthat für Stadt und Land! Oder wenn man da Häuser bauen und dadurch das öffentliche Einkommen anwachsen sähe, wäre das nicht die Austrocknung der pontinischen Sümpfe im Kleinen?

Man bemerke, daß ich nur von den Aerzten und Weisen rede, die das Verlegen der Kirchhöfe anrathen. Für die Obrigkeiten, die in der besten Absicht

sicht dem Einrathen jener Gehör geben, habe ich alle Ehrerbietung. Gott verhüte, daß meine Satyre auf sie zielen sollte. Es ist nicht das erstemal, daß Aerzte blinden Lärmen gemacht haben. Das ist ihnen leider öfterer arrivirt. So lange die Vorsteher des Volks nur eine Stimme hören, so langen man Sorge trägt, daß gegenseitige Meinung ihnen nicht zu Ohren kömmt, denn wie viel erfuhr man wohl von der im südlichen Theile von Frankreich, erschienenen Vertheidigung der Begräbnisse in Kirchen und Kirchhöfen? — muß man sie entschuldigen, wenn sie die Sache als erwiesen ansehen.

Jezt, frommer Leser, schenke dem Vertheidiger binnenstädtischer Kirchhöfe noch einen Augenblick deine Aufmerksamkeit.

Wenn man nun die Kirchhöfe verlegt, wer erstattet der Kirche ihren Verlust? Wer trägt die Kosten dieser neuen Verfügung? Wer ersezt dem Bürger, dessen Vorfahren auf dem Kirchhofe ein rechtmäßiges Eigenthum erworben hatten, der also selbst das ungezweifelte Recht hat, seine Gebeine bey seinen Vätern begraben zu lassen, wer ersezt dem den Verlust den er dadurch leidet, daß man den Kirchhof zum Thor hinaus verlegt? Kann ihm das einerley seyn, daß er nun von den Seinigen entfernt, auf dem Felde, vielleicht Dieben, Hunden und Schweinen ein Raub, vielleicht auch

auch in der Nähe eines Rabensteins oder eines Schindangers liegen soll?

Zu einer Zeit da man für bürgerliche Rechte und für bürgerliche Freyheit mit der Feder kämpft, bestreitet man eins von diesen Rechten, eine von diesen Freyheiten auf das feindseligste! Zu einer Zeit da man den Nachdruck in die unterste Hölle verdammt, da man das heilige Recht des Eigenthums will geltend machen, da man auf den Umstand pocht, daß der Verleger für sein Geld, sein baares Geld das Manuscript gekauft, zu derselbigen Zeit will man das Recht des Bürgers, der für sein Geld ein Ruheplätzchen auf dem Kirchhofe gekauft hat, gar keiner Betrachtung würdigen. Kann man sich eine schnödere Selbsteley der Herren Skribenten denken?

„Die Verlegung der Begräbnisse aus den Städten," schreyt man, „mag einigen nicht recht seyn. Schadet nichts! Das Ganze, das gemeine Wesen, gilt unendlich mehr. Die öffentliche Sicherheit, das gemeine Beste, Salus publica fordert zuweilen Opfer, und die muß man nicht schonen." — Eben so aber kann man dem Nachdruck das Wort reden. Nur zweener Menschen Vortheil leidet, aber viele tausende gewinnen, dabey daß ein theures Buch wohlfeiler gemacht wird.

Dännemark hat sich einer solchen milden Regierung zu erfreuen, als irgend ein Land in der Welt. Die unumschränkteste Macht geht mit väterlicher Güte gepaart. Der Monarch läßt unter keinem Vorwande die Rechte des Bürgers schmälern. Man hat das schönste Beyspiel davon gesehen, als der sogenannte Kronprinzen-Pallast in den Kallebuden gebaut werden sollte. Der König wollte gern die ganze Breite zwischen zwoen Straßen dazu nehmen lassen. Aber der Bürger, der an der einen Ecke wohnte, wollte sein Haus für keinen Preis verkaufen. Der König, weit entfernt Gewalt gegen diesen Starrkopf zu brauchen ließ ihm sein Haus, und der Pallast bekam kein so schönes Ansehen als er gewünscht hätte.

Ein König von Dännemark würde niemals verstatten, daß seinen Unterthanen in den Städten das Recht genommen würde, sich auf ihren Kirchhöfen begraben zu lassen, so lange die Gefahr dieser Begräbnisse nicht sonnenklarer an den Tag gelegt wäre, als bisher im Auslande geschehen ist, und jemals geschehen wird. Die erste Frage der Regierung würde immer diese seyn: kann der Gefahr durch Verfügungen gewehrt werden, und durch welche?

Aber wir wollen nun einmal zum Thore hinausspazieren und den neuen Begräbnißplatz besehen, den die Herrn Autoren da anlegen wollen.

Auch da umher wohnen Mitbürger; werden denn die nicht angesteckt? oder ist an ihnen nichts gelegen?

Liegt er an einer Landstraße, ist denn der Wandersmann, der sich da ausruhet, seines Lebens sicher?

Liegt er der Stadt zu nahe, so kann ja der Wind den Gestank und Gift hinüber wehen.

Hat er keine Mauren, sondern nur Stakette, so bricht man im Winter eine Latte nach der andern ab, und heizt damit den Ofen. Und die Schweine werden bald etwas tanto hiatu dignum unternehmen, und in den Gräbern herumwühlen.

Scharrt man die Todten nicht tief genug ein, so gräbt man den Sarg auf und braucht ihn zum Brennen.

Ein umherirrender Hund dürfte wohl auch einsprechen und ein Stück erbeuten.

Vielleicht fände auch ein Rabe, aus der abscheulichen Nachbarschaft Belieben, zur Veränderung einmal Menschenfleisch zu fressen.

Daß diese Greuel wirklich statt finden können, wo die Leichen nicht mit der größten Vorsicht eingescharrt werden, davon weiß man Beyspiele.

„Aber diese Vorsicht muß gebraucht werden. Eine schöne starke hohe Mauer führt man auf.“ — Bey einer Festung zu seiner Zeit dem Feinde zum Frommen.

„Man sorgt auch dafür, daß recht tiefe Gruben gegraben werden.“ — Nun, dafür sorgen Sie in der Stadt, mein Freund, so braucht es aller dieser Mauern und übrigen Kosten nicht; so wird durch die offenbare Geringschätzung hübscher Leute nach ihrem Tode kein Aergerniß gegeben; so bleiben die Söhne bey ihren Vätern; so wird die Liebe des Bürgers zu der Stadt nicht dadurch geschwächt, daß sie nicht mehr die Gebeine derer die ihm werth waren aufbewahrt.

„Aber man hat zu Kopenhagen selbst außer dem Begräbnißplatze für die Armen, für die Garnison und Seeleute, und für die Juden, einen Kirchhof vor dem Thore.“ — O ja, und einen sehr wohl eingerichteten Kirchhof, wo izt auch viele Leute von Stande begraben werden. Aber er ward zur Erleichterung der Begräbniskosten für unvermögende Bürger angelegt, weil die Plätze auf den Kirchhöfen in der Stadt, denen, die keine erbliche Begräbnisse haben, viel kosten. Izt machen auch diejenigen, die für das Begraben außerhalb der Stadt eingenommen sind, und andern ein Exempel geben wollen, so wie diejenigen, die nicht für unnöthigen Aufwand sind, Gebrauch davon. Aber alles aus freyem Willen, ohne allen

Zwang

Zwang. Ein großer Mangel dabey ist jedoch dies, daß noch keine Kapelle gebauet worden, so daß er den Namen eines Kirchhofes noch nicht mit Recht führt. Nach meinen Grundsätzen sollte doch das Grab des Christen, wo möglich in der Nähe eines Gotteshauses seyn, nicht blos weil es ein sehr unschuldiges Mittel ist, den Sterbenden Trost und Beruhigung einzuflößen, weil man doch immer für einen so geheiligten Ort mehr Ehrerbietung hat, sondern auch um der Handlung des Begrabens selbst mehr Feierliches zu geben.

Dies führt uns zu den Gräbern in Kirchen, wo ich nur gar zu viel Stoff zur Satyre, zur bittersten Satyre finde, wo sich meine ganze Seele empört, wenn ich sehe, wie weit ein armer Sünder seine Eitelkeit nach dem Tode treiben darf, wie er des lieben Gottes in seinem Heiligthum spotten darf.

Der Heiland warf die lebendigen Entheiliger des Tempels hinaus; izt müßte die Reihe auch manche Todten treffen.

So sehr es wünschenswerth ist, daß der Christ allemal in der Nähe eines Gotteshauses beerdigt werden könnte, so anstößig ist es, wenn man Moder in dem Gotteshause aufbewahrt, und den Marmor mit diesem Moder prahlen sieht

Königliche und Fürstliche und andere um ein ganzes Land verdiente Personen, die man in

Kirchen begräbt, sollten doch dem gemeinen adlichen und bürgerlichen Unterthanen nicht Anlaß geben, sich auch ein steinernes Grabmahl setzen zu lassen. Die Ueberbleibsel, die dem Vaterlande heilig seyn müssen, und deren Anblick in eines jeden Rechtschaffenen Brust das Gefühl dessen erregt, was die Nachkommen ihnen schuldig sind, müssen an der heiligsten Stelle, die zum Begraben dienen darf, und auf eine solche Art aufbewahrt werden, daß das späteste Geschlecht sie noch schauen, der theuern Asche noch eine dankbare Thräne weihen, und den unvergeßlichen Namen noch segnen kann.

Zudem werden diese Grabmähler nie der Gesundheit der Gemeinde schaden können. Die Leiche ist gar zu wohl in doppelten Särgen und im undurchdringlichen Marmor verwahrt. Sie liegt gerne in einer hohen Kapelle, die mit Luftlöchern versehen ist, wodurch der Dunst, der etwa aufstiege gleich fortgeführt wird.

Aber diese Heiligthümer eines Volkes sollten doch nicht der Hoffart unwürdiger Menschen zum Sporn dienen, sollten nicht diesen Durst nach allem was über ihren Stand ist so weit bringen, daß er sogar nach dem Tode gelöscht werden will.

Man sieht mit erschütterndem Unwillen, wie Privatpersonen recht mit einander wetteifern, wer seine Gebeine dem heiligsten Fleck in der Kirche,

dem Altar, zunächst bringen kann. Würde hiebey auch auf Rang und Würde gesehen, so wäre es noch immer höchst ärgerlich. In dem Hause Gottes soll alles gleich seyn. Darum ist es ein wahres Vergnügen dem Gottesdienst in katholischen Kirchen zuweilen beyzuwohnen, und zu sehen wie da aller Rang wegfällt, wie sich die sonst wahrhaftig auf ihren Vortritt sehr eifersüchtige adliche Dame mitten unter bürgerlichen niederläßt und kniet.

Kann man wohl einen vernünftigen Grund angeben, warum der reiche Pöbel sich so an den Altar drängt? Ist es ausgemacht daß das die heiligste Stäte im Hause Gottes ist? Sollte das höchste Wesen nicht wenigstens in seinem Hause überall seyn, und jeden Winkel heilig machen?

Jedoch das blinde Geldvolk wähnt, daß der Engel an jenem Tage das Auferweckungsgeschäft beym Altar anfangen und von da zu den großen Pfeilern und Seitenkapellen fortschreiten wird. Da wird er denn als ein Leichenbitter rufen: „Stehen sie auf, großedler und achtbarer Herr Jonas Fiderfix, vornehmer Bürger und Schneidermeister dieser Stadt, und gehen Sie ein in das Reich Gottes. Sie sind in ihrem Leben ein großer Sünder gewesen; aber weil Sie einmal hier liegen, so nahe am Altar, so müssen Sie freylich von einem so seligmachenden Platz gebührenden Nutzen ziehen. Gehen Sie nur zu, lieber Meister, dahin

rech-

rechter Hand. — Ich komme zu ihnen, groß-edler und achtbarer Herr Zebedäus Igelmann, hochansehnlicher Pfandjude dieser Stadt. Auch Ihnen wäre ein ander Quartier bestimmt gewesen, aber Kraft dieses Marmors, den Ihnen Ihr ungerechter Mammon so nahe an der geheiligtesten Stätte erworben hat, haben Sie ein Recht an der himmlischen Freude. Gehen Sie getrost und halten Sie auf Ihre Nummer."

So müssen die armen Sünder wohl gar meinen daß es am Tage des Gerichts gehen wird; sonst lägen sie sich nicht dahin.

Man sage nicht, dies sey zu stark. Aber ist die Sache selbst nicht tausendmal ärgerlicher? Da wo Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, gleich seyn sollen; da wo das Sakrament ohne Ansehn der Person ausgetheilt wird, da wo man den demüthigen Heiland abgemahlt sieht; da erblickt man die prahlerische Grabschrift eines gemeinen Handwerksmannes. Und warum kam der hier zu liegen? Wie hat er den angesehenen Leuten, denen er die Pferde beschlug, den Platz abgelaufen? Er hatte Geld. Denn auch hier, am Heiligthum, macht Geld alles: auch hier hat der Meistbietende das Vorrecht. Hier ist der faulende Körper des einen Menschen würdiger als des andern von Würmern schon in Besitz genommene Leiche.

Wahr ist es, dies Geld kömmt der Kirche zu Nutzen: auch dies ist ein Theil ihres Einkommens. Aber schickt es sich für den Tempel des Herrn, daß

er

er so unreine Vortheile zieht, daß er die Sündenvollen Silberlinge, das Blutgeld, des Wucherers nimmt, und dafür seinem Pharisäerstolze frohnt? Muß denn der Grund in der Kirche in Parcellen verkauft werden? Ist es nicht genug daß sie von lügenvollen egoistischen und mikrologischen Epitaphien verunreinigt wird?

Vormals ward Gott, auf seinen eignen Befehl, Weihrauchdampf geopfert: noch thut das die römische Kirche. Wir aber opfern ihm Gestank, Leichengeruch und Pestdunst. Wenn ein verschlossenes Gewölbe geöfnet wird, steigt ein Duft heraus, wovon man umfallen möchte. Das ist nun ein schöner Wohlgeruch in des Herrn Heiligthum!

Ihr armen Mitchristen und Mitbürger, die ihr draußen vor der Kirche, auf dem gemeinen verächtlichen Kirchhofe liegen müsset, ihr habt doch den Trost, daß ihr nach dem Tode euern lebenden Brüdern keinen Schaden zufügt und keinen Ekel erweckt, wie die thun, die in steinernen Gewölben verfaulen. Ihr liegt freylich nur unter freyem Himmel, ja eure Ruhestätte wird mit Füßen getreten; aber der milde Regen befördert eure Verwesung, und desto sicherer seyd ihr, daß man eurer Asche nicht übel wünschen wird. Denkt auch nicht, daß Marmor und Metall eure Ueberbleibsel mehr sichern würden, und daß der Verblichenen Ruhe in Gewölbern nichts stören könne. Alle menschliche Hut und Wache, alle irrdische Bewah-

wahrungsanstalten sind nichtig. Gott allein kann bewahren. Wir haben erlebt, daß in der Feuersbrunst, die eine schöne große Kirche verzehrte, die Grabsteine borsten und die Gluth hinunter zu den Todten drang.

Wie es den Leichen, die man mit großen Kosten den Würmern zu entziehen sucht, zuweilen gehen kann, davon hat man noch einen Beweis, in einer gewissen Stadt in einem benachbarten Fürstenthum. Ein vornehmes Frauenzimmer, dessen hochadliche Familie noch blühet, war balsamirt worden, hatte nach dem Tode ihren Sarg überlebt und liegt nun wie eine Mumie in einem Winkel hinter dem Altar. Die Chorknaben haben ihre Lust daran, selbige auf einen Stuhl zu setzen und ihr ein Stück Butterbrod in den Mund zu stecken.

Das öffentliche Grabmahl eines Privatmannes, der sich nicht durch unsterbliche Verdienste ausgezeichnet hat und dessen Name nicht in gesegnetem Andenken ist, in einem Tempel Gottes zu sehen, ist mir höchst anstößig, zumal wenn es für Geld erkauft ist. Welcher Widerspruch zwischen der Weisheit die von der Kanzel tönt, und dem erkauften Prunk an den Pfeilern und Wänden! Welche Satyre auf die Predigten von der Gleichheit aller Stände in den Augen des Allerhöchsten, und von der Nichtigkeit weltlicher Vorzüge, und des Geldes, wenn gerade neben dem heiligen Redner über ein Krämer mit Weib und Kindern abgemahlt steht, mit steinernen Tugenden und Engeln umgeben,

geben, den lediglich sein Geld, sein schnödes Geld dahin gesezt hat.

Doch ich breche ab von diesen Ausdrücken eines billigen Eifers, und komme wieder zu dem physischen Unheil, das sie stiften.

Wegen des abscheulichen Gestanks, der aus den dicht vermachten Gewölben bey ihrer Oefnung aufsteigt, sollten sie vermauert und den Besitzern dieser Riechbüchsen auf heiligen Boden ein anderer Platz auf dem Kirchhofe angewiesen werden, wo sie sich allenfalls durch Pyramiden und Obelisken, oder Marmortafeln an den Wänden der Kirche des Schadens, den ihre geistliche Ehre erlitten, erhohlen könnten.

„Aber auch ein solches Grab, eine solche Kloak in dem Tempel ist Eigenthum, rechtmäßig erworbenes Eigenthum. Was der Verfasser von Grabstätten auf den Kirchhöfen gesagt, gilt auch von diesen." — Keinesweges. Die Kirchhöfe thun nach meiner Ueberzeugung keinen Schaden. Wäre es erwiesen daß sie das alle thäten, würde ich fürwahr sie nicht zu vertheidigen suchen, so wie ich denn auch einen jeden, der wirklich schaden thut, und dessen Schädlichkeit auf keine Weise gehoben werden kann, aus der Stadt verlegt wünsche. Zudem haben die Kirchhöfe nichts anstößiges für den Gottesverehrer. Aber mit Todten den Grund einer Kirche zu schwängern; den geheiligten Boden zwischen denen die bezahlen können zu theilen; um eines Todten wegen in dem Tempel so

viel Wesen zu machen, und Gestühle wegzunehmen, und das Haus Gottes mit Gestank und Gift zu erfüllen, ist ganz etwas anders. Entweder Gott ist nicht das reine Wesen, der unpartheiische Vater, so ich mir vorstelle, oder dies muß ihm ein Greuel seyn.

Gewölbe und Grabkapellen an den Seiten der Kirche, wo die freye Luft beständig durchziehen kann, wo die Reichen in starken, dichten Särgen frey stehen, und wo nur obrigkeitliche und andere solche Personen denen es unstreitig zukömmt, beygesezt werden, möchten gerne bleiben.

Der Art sind die Kapellen an der deutschen Petrikirche und in andern Kirchen hier zu Kopenhagen. Aber die schönste Einrichtung ist die unter unserer deutschen Friedrichskirche. Unter dem ganzen Gebäude sind Begräbnisse, freylich nur für Standespersonen. Rund umher sind offene gegitterte Fenster, so daß die Luft frey durchstreicht, zumal da die Kirche hoch und frey liegt. Die Eingänge zu diesem großen Gewölbe kommen vom Kirchhofe: die Kirche selbst hat gar nichts damit zu thun, bleibt immer ungestört, unverunreinigt und ihrer Bestimmung würdig.

Ein Vorschlag für die praktischen Aerzte, eine sehr bequeme Anordnung der Diät betreffend.

Daß an der Diät eben so viel, wo nicht mehr, als an dem Mediciniren gelegen ist, wird jeder vernünftiger Arzt gestehen. Nichts unterstützt die Arztneyen mehr, und nichts arbeitet ihnen mehr entgegen, als die Diät, zumal Speise und Getränke.

Die Angehörigen eines Kranken sehen auch die Nahrungsmittel für unentbehrlich an, um ihn bey Kräften zu halten, oder ihm eine Erquickung zu verschaffen. Daher erkundigen sie sich auch so angelegentlich nach dem, was er genießen darf, so wohl mündlich, als auch, wenn man einen abwesenden Arzt zu rathe zieht, schriftlich.

Ich habe die Manier, daß ich mir alles, was man wohl meint ihm geben zu können, herrechnen lasse, und dann, als wenn es die Capitulationsartikel einer Festung wären, abschlage oder zugestehe, oder dies leztere auch gar oft nur unter Bedingungen. Diese Methode hat großen Nutzen: es ist von keinen andern Speisen die Rede, als solchen, die das Haus vermag, und der Kranke zu genießen pflegte: man räth also nichts an, was den Umständen nicht angemessen ist; man gewinnt auf eine sehr unschuldige Art Zutrauen, und der Kranke bekömmt das, womit ihm gedient ist.

Auch für den Menschenforscher ist es nicht unangenehm, so mancherley Geschmack und Kochwerk kennen zu lernen.

Mein Grundsatz ist immer, dem Kranken eine, und wenn es einigermaßen möglich ist, mehrere Arten von Speisen zu verstatten, wozwischen er wählen kann. Alles zu verbieten, taugt nicht: denn man giebt ihm heimlich doch etwas, und das kann denn von der unschicklichsten Art seyn.

Aber dazu gehört Zeit, und die haben die vielkurirenden Practici nicht. Sie helfen sich also gerne damit, daß sie ein Paar Artikel angeben, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob sie dem Kranken schmecken oder nicht; oder sie verbieten, oder sie verstatten alles. Von dem letztern habe ich einmal ein Beyspiel gesehen, das allen Glauben übersteigt.

Jedoch bey Kranken, die den Arzt in der Nähe haben, geht das alles noch an: denn sie können allenfalls fragen lassen. Aber wenn er in Briefen zu rathe gezogen wird, wenn er schriftlich alles bestimmen soll; so gehört mehr dazu. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß von erlaubten Dingen, worinn der Kranke Abwechslung findet, ist noch immer schwerer zu schreiben, als mündlich herzusagen.

Er könnte sich aber das Ding ganz leicht machen, und doch seinen Kranken oder dessen Angehörigen

hörigen zugleich vollkommen befriedigen. Er brauchte nur eine Tabelle von allen in seiner Gegend, bey hübschen Leuten gewöhnlichen Speisen drucken zu lassen, diejenigen Artikel, die dem Kranken undienlich wären, auszustreichen, und ihm denn die ganze Tabelle mit dem übrigen Rathe zu überschicken.

Auch in der Stadt könnte man von solcher Tabelle bequemen Gebrauch machen.

Fortsetzung des Seite 64. abgebrochenen Absatzes.

Jedoch, anstatt uns über diesen Prunk lustig zu machen, sollten wir vielmehr das Volk dazu ermuntern, und ihm die Vortheile zeigen, die es von solchen Grünigkeiten hat. In der That, was der große Potpourri dem Reichen ist, das ist der demüthige Blumentopf seinem Schuhflicker; nur mit dem Unterschiede, daß jenes kostbare Geschirr nur zu Zeiten geöffnet wird und seine Wohlgerüche verbreitet, das lebendige Kraut aber den ganzen Tag nutzt, und so lange die Sonne am Himmel steht, böse Dünste einsaugt und gesunde wieder von sich giebt.

Von allen neuern Entdeckungen in der Naturkunde ist keine lehrreicher und interessanter für den, der den Schöpfer und Erhalter aller Dinge in der Natur selbst studiert, als diese, daß man den gegenseitigen wesentlichen Dienst, den das Thier-

und Pflanzenreich sich leisten, ins Licht gesetzt hat. Die gemeine Luft enthält Nahrung und Erquickung für Thiere und Gewächse; aber so wie sie aus dem thierischen oder pflanzhaften Körper wieder ausdünstet, wird sie für ein anderes Naturreich um desto geschickter. Das Unreine unsers und des thierischen Athems, das uns selbst eine Art von Gift ist, wird Nahrung und so zu sagen Arztney für Stauden und Kräuter. An Oertern, wo der Mensch an böser phlogistischer Luft umkommen möchte, befinden Pflanzgewächse sich recht erwünscht, geben Sprossen und Blüthen, und tragen Früchte, und zeigen durch ein gewisses Enbonpoint, daß sie recht in ihrem Elemente sind. Daher sieht man denn auch die Krausemünze im Fenster des Schuhflickers, in dem schier sichtbaren Dunstkreise von Menschen, Hunden, Katzen, Kaninchen, Meerschweinchen, Ratzen und Mäusen, so frölich grünen, als wenn sie von einem hochgelehrten Schloßgärtner in geputzten Parterren zwischen Anemonen und Hyacinthen gewartet würde.

Man sieht daraus, daß es immer besser ist, nach der Weise unserer lieben Vorfahren, Wohnungen und andere Gebäude, wo viele Menschen beysammen leben, weben und schweben, mit Gärten oder Bäumen zu zieren, als alles was grün ist zu vertilgen, und die Häuser Sonne und Wind Preis zu geben, wie in Schottland der herrschende Geschmack war, als ich mich da aufhielt.

Freylich

Freylich müssen die grünen Sonnenschirme nicht zu nahe an den Gebäuden stehen, um nicht durch die herabträufelnde Nässe Dach und Fach zu verderben, auch nicht zu dicht um einen ewigen Schatten zu erhalten. Aber das läßt sich leicht anordnen.

Besonders ist es zufolge diesen neuen Entdeckungen Pflicht, Spitälern und Gefängnissen diese Dunstsauger, wie man Pflanzengewächse wohl nennen mag, angedeihen zu lassen. Wenn das Spital einen Hofplatz hat, giebt ein Paar Reihen von Bäumen nicht nur den nicht bettlägerigen Kranken bey gutem Wetter einen angenehmen Spazierort, sondern verschafft ihnen auch eine reine Luft.

Die Beamten, die in Gerichtssälen, Zollstuben, Postkomtoiren und so weiter dem stark mit Phlogiston geschwängerten Dunstkreise gemeiner Leute ausgesetzt sind, sollten sich mit guten wohlriechenden Pflanzen verschanzen. Sie würden dadurch nicht nur ihre Nase, sondern auch ihre Lungen vor den bösen Ausdünstungen verwahren. Mich wundert, warum man von dem Ingenhousischen Verdienst nicht mehr Nutzen zieht. Man liest so etwas und freuet sich darüber — und es bleibt beym Alten.

Gefangenen sucht man itzt überall mehr Schonung und Erleichterung zu verschaffen. Warum könnte man ihnen nicht auch ein Paar armselige Blumentöpfe zukommen lassen, die den Gift des Lo-

ches einsaugen, und dem Unglücklichen zur Erquickung und zum Zeitvertreib dienen könnten? Von dem Gefangenen, dessen Dunstkreis beständig von einigen wohlriechenden Kräutern gereinigt würde, wäre schwerlich so viel Gestank und Gefahr zu befürchten, als man sonst davon erwarten muß.

Ich sage alles dies nur, um wo möglich das Publikum zur Nutzanwendung einer so vortreflichen Entdeckung zu bewegen. Allerdings ist verschiedenes dabey in acht zu nehmen. Die Pflanzen müssen so stehen, daß sie dem Sonnenlichte ausgesetzt sind, weil sie unter dessen Einfluß die meiste reine Luft entwickeln. Wenn Vater Phöbus zur Ruhe geht, muß man sich den Ausdünstungen der Bäume und Kräuter entziehen, weil sie alsdenn anfangen Schädliches auszuhauchen. Je blätterreicher die Pflanze ist, je besser: denn desto mehr Oberfläche hat sie zum Einsaugen und Ausdünsten. Welke Blätter müssen weggeworfen werden, weil sie nur Böses von sich geben. Abends im Dunkeln sollte man keine Grünigkeiten bey sich stehen lassen; doch so lange Licht genug brennt, geht es wohl an.

Noch muß ich erwähnen, daß nichts besser ist, dem Schaden zu wehren, der aus den Dünsten stillstehender Wasser entstehen könnte, wenn nämlich diesem Uebel nicht auf andere Weise abgeholfen werden kann, als rund umher Bäume so dicht, wie möglich zu pflanzen, damit diese der Verbrei-

tung

tung der Dünste wie eine Mauer im Wege sind, und zugleich vieles von ihnen einsaugen. Man hat in Amerika gefunden, daß die dasigen Sümpfe um desto mehr Krankheiten erzeugen, je mehr man das Holz umher weghauet.

Doch, wie gesagt, glücklich genug würde ich mich schätzen, wenn ich die Sache nur in Anregung bringen könnte. Es würde nicht an Gelegenheit mangeln, nähern Unterricht zu bekommen, wenn man nur erst auf das Ding bedacht seyn wollte.

Merkwürdige Entdeckung eines für geheim ausgegebenen Mittels.

Man weiß, daß das antisyphilitische Roob des Herrn Proviantinspecteurs Laffecteur zu Paris Wunderkuren thun soll. Auch hier ist es zum Theil mit dem besten Erfolg in unheilbar geglaubten Krankheiten angewandt worden. Auch hier hat man keinen Merkur in dem Gemisch finden können. Da der Geheimnißkrämer zugleich die Sarsaparille in einer starken Tisane trinken, und eine strenge Diät dabey beobachten läßt; so fiel unser Oberhoffspitalchirurgus Herr Professor Winslow auf die Vermuthung, daß der Mann wohl nur das Roob pro forma brauchte. Er stellte also Versuche mit der Sarsaparillentisane und der äußerst strengen Diät an; und siehe! die

Wunderkuren wurden eben so gut ohne Roob als mit demselben bewirket. An einem andern Orte wird man mehr davon lesen.

Das beste Mittel wundgestoßene Schienbeine zu heilen.

Ich bin weit entfernt meine Leser zum Kuriren verleiten zu wollen, ich weiß, daß man den unterhaltenden Arzt deswegen gelobt hat, weil er keine Viertelgelehrte in seiner Kunst macht: und ich werde mich wohl hüten dies Lob zu verscherzen. Parta tueri ist eine Hauptpflicht für den, der so glücklich gewesen ist, Beyfallzu gewinnen.

Inzwischen kann ich nicht umhin einige gute bewährte Mittel, mit welchen kein Unheil angerichtet werden kann, den Lesern bekannt zu machen. Sie finden sich freylich auch in den guten neuen Arzneybüchern; aber wer sucht sie da, und wer verschafft sich wohl ein Arzneybuch, um darinn einen einzelnen Rath zu suchen?

Man stößt sich nur gar zu oft an das Schienbein, zumal im Finstern. So öfters dieser Fall vorkömmt, so öfters ist man auch in Gefahr ihn erheblich zu machen. Es braucht nur, daß man die Quetschung oder wie man es zuweilen wohl nennen kann, das Loch wie eine Wunde oder Schwäre behandelt, Salben oder Pflaster oder beydes auflegt, so hat man da einen offenen Schaden,

den, der Monate, ja halbe Jahre dauern kann, der nicht nur Schmerz, Ungelegenheit und Ekel erzeugt, sondern auch wegen des dahin gewöhnten Zuflusses und Ausflusses von Feuchtigkeiten eine Art von natürlicher Ausleerung wird, und also nur mit Vorsicht geheilt werden darf.

Legt man hingegen augenblicklich ein Läppchen Löschpapier in Branntwein, Eßig, Lavendelwasser, Arquebusade, getaucht, darüber, der Schaden mag auch noch so groß seyn, läßt man das Papier bis zur völligen Heilung liegen, und befeuchtet es nur von Zeit zu Zeit, wenn es zu trocken werden will, mit Branntwein oder desgleichen, so daß keine Luft dazu kömmt, und keine Eiterung erregt wird, so kömmt man mit wenigen Tagen davon.

Von medicinischen Gesellschaften und wahrer fruchtbringender kollegialischer Mittheilung praktischer Aerzte.

Der Herr Hofrath Gruner sagt in seinem letzten Almanach (für 1789.) „Es giebt viele „medicinische Gesellschaften, deren Hauptsache die „gemeinschaftliche Mittheilung der Entdeckungen, „Erfahrungen und Beobachtungen, und die da„her zu hoffende Vervollkommung der theoreti„schen und praktischen Arzneywissenschaft seyn soll. „Nun aber wird dieser edle und rühmliche Zweck

„höchst selten ganz erreicht, und das Ganze blos „auf das Vorlesen, Sammlen und Abdrucken der „eingegangenen Beobachtungen eingeschränkt. Da= „her wünscht man eine musterhafte Schrift von „einem sachverständigen Manne, der lange Zeit, „als thätiges Mitglied, in den Versammlungen „gegenwärtig war, wie diese Absicht der Stif= „tung am besten und sichersten erreicht werden „könne."

Die Prämissen sind leider gar zu wahr. Leider bleibt es bey dem Vorlesen, Sammlen und Drucken lassen. Die freundschaftliche, aber genaue, Wahrheitsfreunden geziemende, Beleuchtung eines jeden Aufsatzes, die nähere Erörterung des Zweifelhaften, die offenherzige Mittheilung ähnlicher oder entgegengesetzter Beobachtungen, die gemeinschaftliche Nutzanwendung des Gesagten, unterbleibt gerne. Man sagt dem Verfasser einige Höflichkeiten, macht ein Paar flüchtige Anmerkungen, die dann diesen und jenen an einen gehabten oder noch lebenden Kranken erinnern, worüber man denn frägt, wie es mit dem eigentlich oder der war oder ist. Natürlicher Weise hat ein dritter und vierter auch einen merkwürdigen Kranken, sie unterhalten ihre beyden Nachbaren damit, und so zerfällt die Versammlung in kleine Gesellschaften. Zuletzt wird das Gespräch wieder allgemein, aber es ist nicht mehr die Geschichte die vorgelesen worden, es sind ganz andere Dinge, die dem

Endzweck der Versammlung ja des ganzen Instituts nicht entsprechen.

Das thätige Mitglied, dem eine zweckmäßige Beschäftigung Seelenweide gewesen wäre; das mit offnem Herzen da sitzt und nur darauf wartet, daß die übrigen auch das ihrige aufschließen, um alles was ihm sein Bisgen Erfahrung und Lectüre für oder wider den Aufsatz an die Hand giebt, auszuschütten, wird misvergnügt, findet sich endlich in diese medicinische Versammlung die keine medicinische Versammlung ist, und spricht auch mit vom Kriege und vom Tiers-état und andern öffentlichen Vorfällen. Und wenn das thätigste Mitglied erst laulicht wird, so werden die andern gar bald eiskalt.

Eine medicinische Gesellschaft muß daher, wie so manche andere gelehrte, zuletzt so weit kommen, daß ihre Hauptbeschäftigung ist, sich von einem Mitgliede nach dem andern etwas vorlesen, und solches nachher mit Vorrede und Register drucken zu lassen. Sie wird anstatt einer Beförderinn der Arzneywissenschaft, eine Herausgeberinn medicinischer Aufsätze.

Und wenn dieses Sammlen doch noch den Nutzen hätte, daß die eine Schrift auf die andere ein Licht würfe; daß diese oder jene Materie dadurch, daß mehr als ein Mitglied darüber schriebe, genauer bekannt würde; daß Aufsätze, die sonst zer-

strenet

streuet gewesen wären, nun beysammen stünden, um mit einem Blick übersehen und verglichen zu werden; so hätte es doch immer das Ansehen eines gemeinschaftlichen Bestrebens, und wäre des Namens eines Gesellschaftswerkes ungezweifelt werth.

Das ist ein Verdienst der arzneykundigen Gesellschaften zu London: die Zurückbiegung der Gebärmutter, die Brustbräune u. a. m. sind durch die zusammengetragenen Beobachtungen davon, und die beygefügten Anmerkungen darüber, besser ins Licht gesetzt worden, als durch einzelne zerstreute Aufsätze jemals hätte geschehen können.

Ich glaube daher, daß wenn man dem obenangeführten Verlangen des Herrn Hofraths im Ernste (denn man sieht wohl, daß es Satyre ist,) ein Genüge zu thun suchen wollte, folgende Vorschläge Beherzigung verdienten.

Es müßte in der Gesellschaft verabredet werden, daß ein jedes Mitglied über jeden vorgelesenen praktischen Aufsatz Anmerkungen schreiben sollte, die das darinn abgehandelte noch mehr aufhellten, und bekräftigten, oder, wenn die Wahrheit so geböte, anföchten. Dergestalt erhielte man freylich die Arbeiten einzelner Mitglieder, wofür man aber doch der Gesellschaft als Gesellschaft verbunden wäre. Da sähe man die wahren Früchte eines gemeinschaftlichen Bestrebens; da hätte man

etwas das ohne gesellschaftliche Vereinigung und gegenseitigen Betrieb nicht wäre zu erwarten gewesen; da wäre also etwas von größerm Nutzen, mithin von größerm Werth, als eine Sammlung von Bemerkungen und Abhandlungen, die nur gar zu oft eine geflissentliche Darstellung des Neuen, Seltenen, Wunders werthen an den Tag legen. Kann man läugnen, daß mancher Band von solchen gesellschaftlichen Sammlungen einer Maskerade gleicht, worinn der eine sich von dem andern durch gesuchte Besonderheiten zu unterscheiden sucht?

Besteht die Gesellschaft aus klinischen Aerzten; so müßte es keinem Mitgliede schwer fallen, über einen praktischen Fall noch etwas mehreres zu sagen, als der Verfasser. Ist es einem jeden um das wahre Gemeinnützige zu thun, so wird auch kein Einziger Bedenken tragen seine Wunderbeobachtungen so lange zu sparen, bis jene nützlichere Pflicht erfüllt ist.

Herrlich wäre es, wenn eine solche Vereinigung es sich zum Gesetz machte, ein Feld in der Therapie nach dem andern zu bearbeiten. Das würde den schätzbarsten Beytrag abgeben, den man sich wünschen könnte. Denn daß praktische Aerzte, die so ganz schlicht und ungeputzt, wie ein Fothergill, ihre Erfahrung von der Sache reden lassen, etwas viel brauchbareres liefern, als die Herren Bücherschreiber, das ist doch wohl, überhaupt

haupt zu reden, ohne Zweifel. Die beste Quelle woraus man in der Praxis schöpfen kann, ist die Praxis. Kranken sehen, ist mehr als Bücher lesen.

Das Vaterland in Rücksicht auf alles, was die Gesundheit der Einwohner betrift, recht kennen zu lernen, ist eine ähnliche Hauptbeschäftigung vereinter Aerzte. Dies ist auch ein vorzügliches Augenmerk der königlichen Gesellschaft der Aerzte zu Paris, und man sieht wie glücklich sie dies erreicht.

Wenigstens wäre so viel zu wünschen, daß der Vorsteher einer Gesellschaft dieser Art, jeden Aufsatz, wo es ihm nur möglich wäre, mit seinen Anmerkungen begleitete, und analoge Fälle aus eigner oder fremder Erfahrung anführte. Das thaten vormals die Vorsteher der Akademie der Naturforscher: und das sollten alle thun; so wäre es eine wahre und verdienstliche Ehre, unter Gleichen der Erste zu seyn, so würde nicht der höhere Rang, oder sonst ein Nebending, sondern das Wesentliche, das Talent und das Verdienst geehrt.

Diese Kommentarien über einzelne Aufsätze, und jenes gesellschaftliche Bestreben über eine Krankheit oder Arztney, oder das Lokale einer Provinz u. s. w. Licht zu verbreiten, könnten, nach dem eben angeführten Beyspiel der Deutschen, so wie eben=

ebenfalls der Engländer, auch da statt finden, wo die Mitglieder nicht beysammen wohnen. Aber für die Praxis an dem Orte selbst könnte jede Versammlung der praktischen Aerzte noch einen großen Nutzen haben, dessen ewige Verfehlung jedem wahren Freunde der Arztneywissenschaft recht in der Seele leid thun muß.

Wenn es wahr ist, daß man suchen muß aus Anderer Schaden klug zu werden; daß vier Augen mehr sehen als zwey; und daß man in Lebenssachen wie so viele klinische Fälle wohl heißen mögen, um Aufklärung sich nicht genug bemühen kann; so kann den Kollegen einer medicinischen Gesellschaft nichts vortheilhafter seyn, als wenn sie sich in ihren Zusammenkünften von den Krankheiten, die ihnen zu der Zeit vorgekommen, und von dem Merkwürdigsten in der Gestalt und in der Behandlung derselben, gegenseitige Nachricht geben. Dadurch lernt man die Gegenwart, Natur, und ganze Geschichte einer Epidemie kennen, und dadurch gewinnt Kunst und Publikum. Ich setze voraus, daß ein jeder gewissenhaft die Wahrheit sagt, seine praktischen Unglücksfälle unverholen gesteht, und das, wovon er Nutzen gesehen hat, nicht aus schnöder Misgunst verschweigt oder verstellt.

Wenn ich höre, daß andere in dieser oder jener Epidemie mit dem Blutlassen oder einem andern Hauptmittel nicht glücklich gewesen sind, so lasse ich es natürlicher Weise in meiner eignen Pra-

xis um so viel eher bleiben; wenigstens bin ich viel vorsichtiger in der Anwendung desselben. Sind alle darinn einig, daß Blasenpflaster herrliche Dienste gethan haben, so muß ich auch davon Gebrauch machen, wie sehr ich ihnen auch sonst abgeneigt gewesen wäre. Das Resultat der Beobachtungen mehrerer Kollegen muß mir in solchen Fällen mehr gelten, als meine Theorie, mein System, meine vieljährige Praxis. Es giebt Epidemien, worinn der jüngste Praktikus weit glücklicher ist, als der klinische Greis und Erzvater, weil er sich sagen, biegen und leiten läßt, da der in seinem Beruf grau gewordene hingegen sich nicht allemal so weit herabläßt, daß er die Beobachtungen derer, die jünger sind als er, zu Rathe ziehen sollte.

Die medicinische Facultät zu Paris hat also darinn eine rühmenswürdige Gewohnheit, daß sie an der sogenanten Prima mensis die vorkommenden Volkskrankheiten den Hauptgegenstand ihrer Berathschlagungen seyn läßt, und die von einzelnen Mitgliedern mitgetheilten klinischen Merkwürdigkeiten sammelt, um dies gesammte Lehrreiche im Auszuge dem Publikum mitzutheilen.

In Betrachtung des herrlichen Nutzens, den solche gegenseitige Mittheilung aus der Praxis nicht den Aerzten selbst, sondern unserer Wissenschaft, und vorzüglich den Mitbürgern, deren Leben und Gesundheit in ihren Händen ist, unläugbar gewährt, wünschte ich von Herzen, daß in jeder

Stadt,

Stadt, die mehr als drey praktische Aerzte und Wundärzte hat, eine klinische Gesellschaft errichtet würde, deren Endzweck die Aufhellung der Volks- und Ortskrankheiten, die Verbesserung ihres klinischen Verfahrens und die Ansammlung gemeinnütziger Beyträge zur Erweiterung der Arzneywissenschaft überhaupt wäre. Ob sie nun diese Beyträge besonders herausgeben, oder einer andern, so zu sagen höhern Gesellschaft, die zu gewissen Zeiten Abhandlungen lieferte, mittheilen sollte, würde von besondern Umständen abhangen.

Wie leicht es einem Landesherrn wäre, eine solche klinische Gesellschaft aufzumuntern, ohne den vornehmern Instituten dieser Art etwas zu vergeben, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ein Prädikat, ein gnädiges Handschreiben, ein verliehenes Siegel, der von hoher Hand angerathene Eintritt eines oder mehrerer vorzüglich angesehener Beamten, freye Versammlungszimmer in einem öffentlichen Gebäude u. d. gl. thun auf ehrliebende, mit dem Geist der Thätigkeit begabte Bürger, die erwünschtesten Dienste.

Daß königliche Provinzial-Collegia, wie im Preußischen, mit ähnlichen Gesellschaften an dem Orte selbst zu vereinbaren wären, wenn man nur wollte, daran ist gar kein Zweifel. In Rücksicht auf den Dienst des Landesherrn bliebe das Collegium vor sich; der gedachten klinischen Mitthei-

lungen halber nähme es in die dazu bestimmten Versammlungen die übrigen autorisirten praktischen Aerzte und Wundärzte mit auf.

In Kopenhagen sind fünf Aerzte zu gleicher Zeit Mitglieder der medicinischen Fakultät, des Collegii medici, und der königlichen medicinischen Gesellschaft: die Theilnahme an den Verrichtungen des einen Körpers hindert uns niemals die Pflichten und Gerechtsame der andern zu beobachten. Was bey uns möglich ist, muß auch bey Auswärtigen möglich seyn. Und überhaupt kann man von wahren Aerzten, denen es um die Erfüllung ihrer Pflichten zu thun ist, wohl sagen: Nil volentibus arduum. Ein Arzt, der seine Wissenschaft con amore studirt und seine Pflichten eben so ausübt, kann und vermag sehr viel zum Heil seiner Mitbürger, zumal wenn die Natur ihm glückliche Gaben mitgetheilt hat. Aber leider! weiß der Neid, und dessen Sohn der Haß, seinem Eifer Gränzen zu setzen und seinen Wirkungskreis eng genug zu machen.

Die gewöhnliche Langsamkeit, um nicht zu sagen Zauderhaftigkeit, der meisten gelehrten Gesellschaften, in dem Herausgeben ihrer Sammlungen, ist noch immer zu entschuldigen wenn diese Sammlung jedesmal nur einzelne, zumal selten, ja wohl gar wunderbare Beobachtungen, und andere Aufsätze, die immer noch zu rechter Zeit kommen, enthält. Wenn aber darin von Epidemien,

mien, von nützlich befundenen Kurmethoden, Handgriffen oder Instrumenten die Rede ist, so muß man es beklagen, wenn die Bekanntmachung solcher Dinge, die nicht bald genug auf einzelne oder gar viele Kranken angewandt werden können, verzögert wird. Monatlich, ja wöchentlich sollten Aufsätze dieser Art erscheinen, um zur rechten Zeit, — das heißt in solchen Fällen: bald, schleunig, augenblicklich — Nutzen schaffen zu können.

Wenigstens müßten solche klinische Gesellschaften mit der Ausgabe des gemeinnützigen Resultats ihrer Mittheilungen, zumal in dem was Epidemien betrift, nicht saumselig seyn, damit es noch früh genug bekannt würde, nemlich ehe die Epidemie vorbey ist.

Allemal eine gewisse Bogenzahl, oder etwas recht gepuztes zu liefern, die praktischen Wahrheiten immer mit gelehrten Nachweisungen oder theoretischen Erklärungen zu verbrämen, das Alltägige mit einer oder anderen Seltenheit schmackhaft zu machen, über diese Eitelkeit müßte sich eine ächt klinische Gesellschaft wegsetzen. Wem es um Licht und Rath zu thun ist; wer sich bey Epidemien, die ihm zu stark werden, bey Kranken, denen er nichts mehr zu geben weiß, nach irgend einem tröstlichen Fingerzeig sehnt; der wird auf das Wesentliche, nicht auf Nebendinge sehen. Nur gar zu oft giebt uns die typographische Of-

ficin das Beste was sie hat, herrliche Stöcke, schön Papier, neue Schrift, breite Ränder, gesperrte Zeilen; aber in dem Texte selbst ist Schmalhans Küchenmeister. Wo viel Putz ist, da traue ich dem Werthe nicht allemal. Es geht mit magern, saft- und kraftlosen Werken gerne wie mit gebrechlichen Schönen; bey diesen muß die Toilette, und bey jenen der Buchdrucker das ersetzen, was hier Natur, und dort Genie mangeln läßt.

Wenn es wahr ist, was ich doch glauben darf, daß mein unterhaltender Arzt auch von Ministern, gelesen wird; so wünschte ich, daß dieser Artikel ihrer Aufmerksamkeit möchte gewürdigt werden.

Unglaublich ist es, wie viele Menschen deswegen, weil die Aerzte sich nicht klinisch gegen einander öfnen, ein Raub der Volkskrankheiten werden. Denn da jede Epidemie, zumal in Rücksicht auf die beste Kurart, etwas eignes und besonders hat, das man erst aus wiederholter Beobachtung kennen lernen muß; so folgt, daß jeder Arzt bey gefährlichen Volkskrankheiten in der Erste Lehrgeld geben, so fern er, wie leider! gar zu gewöhnlich ist, von Neid, Eigendünkel oder Mißtrauen getrieben, sich in sein Schneckenhaus zurück zieht, wenn ihm ein bekümmerter Kollege an seine praktischen Fühlhörner greift. Wäre es nun allen autorisirten und zu dem gedachten großen Endzweck vereinigten Aerzten Pflicht, wöchentlich Resultate ihrer Erfahrung einzutauschen, so würde

der

der Geist des herrschenden Uebels früh erkannt, die beste Behandlungsart, im Allgemeinen, ausfindig gemacht, das erwähnte Lehrgeld sehr vermindert, also auch das Publikum mehr gesichert und die Wissenschaft bereichert werden.

Ihr Staatsmänner, denen der Allerhöchste eine Macht zu rathen und zu schalten gegeben, deren Gebrauch euch schon hier auf Erden, wenigstens in eurem Wirkungskreise, ein gesegnetes Andenken stiften wird; an eure Herzen binde ich diesen Gedanken, die Errichtung klinischer Gesellschaften in allen Städten und Oertern, wo befugte Aerzte in hinlänglicher Zahl beysammen wohnen. Euch opfere ich im demüthigsten Zutrauen diese Idee: Ihr werdet ihr einen Eurer Adlerblicke schenken, und wenn Ihr sie des Daseyns werth findet, ihr durch ein Wort Leben und Gedeihen geben.

Nur eins wolle der Himmel verhüten, wenn ein solches Institut hie oder da errichtet würde. Das Resultat müßte keinem andern Collegium zur Beurtheilung zugeschickt werden. Dies hätte mehr als eine schlimme Folge. In Dingen, die man weder aus Amtspflicht, noch für Geld, noch aus eitler Gunst- und Namensucht, sondern aus thätigem Eifer für das Wohl der Mitbürger und Erweiterung der Wissenschaft thut, muß Abhängigkeit und Subordination alle Lust und allen Trieb ersticken, den Wärmsten lau, und den Lauen gar kalt machen. Der autorisirte Arzt und Wund-

arzt in der kleinsten Stadt muß, als Beobachter, dem größten Licht in der Hauptstadt gleich geachtet werden. — Zudem gienge mit dieser Beurtheilung nur Zeit verloren, und der Verlust wäre in dieser öffentlichen Angelegenheit sehr wichtig.

Dahingegen könnte die klinische Gesellschaft in der Hauptstadt der Provinz ihre eignen und die eingesandten Nachrichten zusammen drucken lassen und wöchentlich, spätestens monatlich in der Gestalt eines eignen klinischen Blattes herausgeben. Zu diesem Ende müßten die Berichte in aller möglichen, allenfalls in tabellarischer Kürze abgefaßt, auch zu Verhütung alles Mißvergnügens im Publikum kein Kranker darin kennbar gemacht, vielleicht auch keines Arztes namentlich gedacht werden.

Würden nun die merkwürdigen Beobachtungen und seltenen Fälle, die von Arzneykundigen Gesellschaften zusammengetragen, und nach Jahresfrist, ja wohl später, zuweilen erst nach dem Tode des Verfassers herausgegeben zu werden pflegen, gleich in eine solche klinische Wochen- oder Monatsschrift eingerückt, so hätten diese Verfasser und die Gesellschaft gegenseitigen Nutzen davon.

In Hannover hat man keine eigentliche medicinische Gesellschaft; aber das daselbst herauskommende Magazin nuzt dem Lande wohl nicht weniger

ger als die gelehrten und langsam gesamleten Schriften einer solchen Gesellschaft thun würden. Manchen vortreflichen geist- und nutzreichen Aufsatz liest man in diesem schönen Blatte, und binnen wenigen Tagen verbreitet es einen Unterricht, der um so viel Fruchtbringender wird, weil er unmittelbar von und an Ort und Stelle kömmt, und gleich, weil es noch Zeit ihn anzuwenden ist, ans Licht tritt.

Von Volkskrankheiten, die uns selbst zu thun geben, oder wahrscheinlich zu thun geben werden, lesen wir mit theilnehmender Aufmerksamkeit: wir lassen das Blatt auf dem Tisch liegen, wie die Engländer in ihrem Parlament einen Vorschlag, der Ueberlegung verdient. Aber von überstandenen, in unserm Leben nicht mehr zu erwartenden Epidemien lesen wir ohne Wärme und ohne Nutzen, lassen das Ding hübsch einbinden und setzen es hin.

Sehr müßte ich mich irren, wenn eine solche Einrichtung nicht dazu diente, medicinische Gesellschaften nützlicher zu machen als sie nach ihrer itzigen Beschaffenheit seyn können.

Man bedenke nur wie viele gute praktische Aerzte in jedem Lande die Frucht ihrer Erfahrung für sich behalten, weil sie zur Autorschaft nicht aufgelegt sind, die strenge Kritik fürchten auch keiner fremden Feder sich bedienen wollen. In einer solchen Zusammenkunft, als ich hier entworfen habe,

brauchten diese ganz der Praxis gewidmeten Männer nur mündlich und ohne allen Prunk das Wesentliche des Beobachteten mitzutheilen. Einer von ihnen brächte es in einen Auszug und in die gehörige Form.

In Ländern, wo die Aerzte und Wundärzte in der Harmonie leben, worin sie allenthalben leben sollten, würde diese so erbauliche und ersprießliche Harmonie vermittelst ähnlicher Gesellschaften noch mehr befestigt werden: und auch das wäre ein großer Gewinn für das Publikum. Darum wäre die Benennung, die ich vorgeschlagen habe, so passend: denn der Wundarzt ist so gut ein Klinikus als der Medicus.

Allerdings würde es nicht einem jeden leicht fallen, sich an eine solche Offenherzigkeit zu gewöhnen. Viele sind nur gar zu geneigt, aus dem, was ihnen glückt, eben so viel Geheimniß zu machen, als aus ihren Fehlern. Ja es giebt an gewissen Oertern Aerzte, die sich stellen, als wenn die Krankheit die doch in allen Theilen einer Stadt gefunden wird, woran sogar mehrere sterben, ihnen gar nicht vorgekommen wäre. Doch davon in einem ganz andern Buche. Man hat von den heimlichen Sünden der Jugend geschrieben; die Sünden der Aerzte müssen auch ans Licht.

So viel glaube ich dargethan zu haben, daß meine Idee Beherzigung verdient: und wenn ich mir nicht gar zu sehr schmeichle, so dürfte wohl der eine und andere Arzt sich in öffentlichen Blättern darüber heraus lassen.

Ich werde in meinem jetzigen Vaterlande an der baldigen Errichtung einer solchen klinischen Gesellschaft arbeiten.

Vom Aderlassen am Fuß.

Es ist gewiß eine nicht geringe Verbesserung der Arzneywissenschaft, daß das unnütze, trügliche und gefährliche Aderlassen am Fuß immer mehr aus der Mode kömmt. Wir haben dies der täglich zunehmenden Aufklärung der Aerzte zu danken; wüßten aber die Layen nur, wie wenigen wahren Nutzen diese Operation hat, und welchen Verdrüßlichkeiten sie unterworfen ist, so würde sie auch unter ihnen nicht viele Freunde behalten. Vielleicht kann es noch manchen bekehren, wenn ich das Aderlassen am Fuß in sein rechtes Licht setze.

Erstlich fordert diese Aderlässe gemeiniglich viele Vorbereitung, warmes Wasser, Geschirre, Tücher u. s. w. Das macht nun Ungelegenheit, sezt mehr als eine Person in Bewegung, verursacht Kosten, und nimmt Zeit weg, welches leztere öf-

ters weit schlimmer ist als Geldverlust. Bey unverheiratheten Personen sind die dazu nöthigen Anstalten vielen Schwierigkeiten unterworfen: und bey Nachtzeiten fällt es ebenfalls sehr schwer.

Allerdings giebt es zuweilen Personen, wo das Ding leicht genug ist. Vor etwa 30 Jahren mußte ich einem Beamten auf des sel. Wohlerts Anordnung bey starken Beklemmungen allemal eine Ader am Fuß öfnen. Dieser Mann zog nur den Strumpf ab und sezte den Fuß auf einen Schemel. Da lagen die schönsten Adern die man zum Blutzapfen wünschen konnte. Die Saphäna lief majestätisch wie die Donau den Knöchel vorbey, nachdem sie die Sau und Theis aufgenommen hatte. Man konnte bey diesem Anblick recht Blutlüstern werden. Ich denn auch mit dem Schnepper hervor und eingehauen! Der rothen Binde bedurfte es gar nicht einmal, geschweige des Fußbades. Mit einem raschen dicken Strahl fuhr das Blut heraus: schnell waren die Tassen voll: und Mühe kostete es den Blutstrom zu dämmen.

Aber das war auch nur der Mann. Das war eine Wollust, an die ich hundertmale im Schweiß meines Angesichts zurück dachte, wenn ich Blut schaffen sollte und keine Adern sah, die es versprachen, wenn ich den Fuß gebunden und ungebunden beschauete, und befühlte, und bestrich, und keines Stroms, sondern höchstens eines Bächleins ansichtig ward. Und in dieser ängstlichen

Verlegenheit sind gewiß tausend und tausend andere Wundärzte, die noch am Fuß Aderlassen müssen.

Insgemein ist also warmes Wasser zur Herablockung des Bluts und zum Anschwellen der Adern nöthig. Dazu werden vielerley Anstalten erfordert. Erstlich das Heizen des Wassers. Dann eine kleine Wanne oder dergleichen, worin der Kranke mit den Beinen sitzen soll. Die ist denn zuweilen nicht hoch genug, nicht weit genug, nicht dicht genug: nun geht gar der Boden aus. Nun ist das Wasser zu heiß, nun zu kalt; nun steht es nicht hoch genug, und nun läuft es über. Dann soll die rothe Binde angelegt werden, und die sizt bald zu fest und bald zu locker, bald zu hoch, bald zu niedrig.

Damit geht die unwiederbringliche Zeit verloren: der Kranke verliert die Geduld, wohl gar auch das Vermögen länger zu sitzen: und der Chirurgus verliert über diese Ceremonien, über dies Messen, Temperiren, Thermometrisiren, Platschen, Binden, Streichen, Bücken, Schwitzen, die Fassung, die Getrostheit, die Lust und Liebe zum Dinge, die Festigkeit und Gewißheit in den Händen, so daß er, wenn es zum Zuschlagen kömmt, seine Sachen nicht so gut machen kann, als geschehen wäre, wenn er, wie am Arm, ohne viele Vorbereitung, hätte Hand ans Werk legen können. Es geht ihm, und jedem Operateur der so lange mit Vorarbeiten zu thun hat, wie den armen

men Leuten, die in dem Vorgemach eines Mächtigen lange harren müssen, und dadurch außer Stand gesezt werden, so nachdrücklich zu reden, als sie gethan hätten, wenn sie gleich wären vorgelassen worden.

Aber nicht nur für den Wundarzt, sondern auch für den Kranken selbst, ist dieser Zeitverlust von unangenehmen und gefährlichen Folgen. Die Krankheit kann unter diesem Zaudern eine schlimme Wendung nehmen: und die Erwartung der Dinge die da kommen sollen, die mit jedem Augenblick zunehmende Unruhe und Besorgniß des Patienten, trägt gewiß viel dazu bey.

Es müssen also sehr wichtige Gründe seyn, die uns bewegen sollen, durch dieses unumgängliche Zögern den Kranken länger, als sonst nöthig gewesen wäre, leiden, seine Gefahr zunehmen, und den Wundarzt Zeit, Geduld, Fassung verlieren zu lassen, damit ja das Blut am Fuß abgezapft werde. Wir werden bey einer Zerlegung dieser Gründe sehen, daß die wenigen scheinbaren verfliegen, oder vielmehr durchschwitzen, und das wahre Caput mortuum, alter Gebrauch, allein zurück bleibt.

Außer der leidigen zeitfehlenden, und doch nur gar zu oft ganz fruchtlosen Vorbereitung, giebt es noch eine andere höchst wichtige Einwendung gegen die Aderlässe am Fuß: nemlich die große Ungewißheit,

heit, ob man gar einmal eine rechtschaffene Abzapfung des Bluts bewirken wird.

In den meisten Fällen ist unendlich viel daran gelegen, daß das Blut frey, rasch, schnell, stark aus der Ader fließe, und daß das Quantum, das man laufen lassen darf, in so kurzer Zeit als möglich, erhalten werde.

Um dies begreiflich zu machen, muß ich der vorzüglichsten Absichten erwähnen, die man bey der Aderlässe überhaupt hat.

Die erste ist, die Menge des Bluts zu vermindern und dadurch das Herz mit dem gesamten System der Blutgefäße zu erleichtern, ihre Action freyer und ruhiger zu machen u. s. w. Dieses Endzwecks halber eine mit so vielen Umständen verknüpfte Aderlässe am Fuß anzustellen, wäre thöricht. Man kan auch freylich zwo Fliegen mit einem Streich schlagen wollen; aber dann bleibt es denn auch gerne bey dem Wollen. Ich will nicht einmal davon sagen, daß eine eingeschränkte Diät und eine gute Laxanz das ohnehin sehr selten wahre Uebermaas des Bluts recht gut vermindern und die aus obiger Ursache angerathene Aderlässe in vielen Fällen ganz entbehrlich machen.

Eine andere eben so gemeine Absicht beym Aderlassen, ist diese: Durch den schnellen und nachdrücklichen Abgang des Bluts, dessen Wirkung

durch

durch den ganzen Körper fühlbar ist, eine Revolution in demselben, eine allgemeine Erschlaffung, ein Wegfallen der gar zu lebhaften Empfindung eines Reizes, eine Art von Waffenstillstand zwischen Krankheit und Reaction der Heilkräfte, zu wege zu bringen. Dies ist der Fall bey heftigen, und zumal des Theils wegen gefährlichen Entzündungen, bey gewissen Krämpfen, Einschnürungen, äusserlichen Beschädigungen u. a. m.

Soll dieser Endzweck erreicht, soll ein schneller, überall fühlbarer Abgang des Bluts bewirkt werden; so muß die Aderlässe an einem Orte geschehen, wo sich das leicht thun läßt. Der Ort ist aber der Fuß nicht.

Am Fuß findet sich selten eine Ader, die einerseits groß genug ist, um, wenn sie gehörig geöfnet wird, einen starken Ausfluß des Bluts zu versprechen, und andererseits so liegt, daß der Wundarzt ganz getrost, so tief als nöthig ist, hineinhauen darf.

Freylich ist eben so große Gefahr nicht bey den Adern am Fuß; ja am Arm kann man noch schlimmer ankommen; aber insgemein hat doch der Fuß mehr abschreckendes. Seine Adern liegen zu nahe an Knochen und Sehnen, und sind selten an den sichersten Stellen von bedeutlicher Größe. Daher trift auch nur gar zu oft einer von diesen dreyen Fällen ein: daß der Wundarzt entweder keine gute

Ader

Ader findet, oder daß er aus sehr zu entschuldigender Furchtsamkeit nicht tief genug schlägt, oder daß er aus dem entgegengesezten Fehler in den Knochen oder die Sehne hineinschlägt, so daß der Schnepper wohl gar sitzen bleibt, wie die Axt im Baum, und nicht ohne Verlust der Substanz wieder losgemacht wird.

Man wird sagen, mit einer Lanzette macht man seine Sachen sicherer. Aber die Lanzette, wie alle Instrumente der Chirurgie, fordert eine geübte Hand: nur in dieser ist sie sicher.

Eine dritte Hauptabsicht bey der Aderlässe ist das Wegziehen oder die Revulsion, nemlich dadurch daß das Geblüt stark nach einem Theil hingezogen wird, einen andern von einem Uebermaas desselben zu befreyen. Dieser Endzweck fordert freylich nicht allemal einen so raschen und reichlichen Ausfluß aus der Ader. Aber in den Fällen, wo man das Blut nach den untern Extremitäten herabziehen will, thun Fußbäder eben so gute Dienste. Das vorgängige Baden der Füße vor dem Aderlassen thut vielleicht mehr als der Abfluß des Blutes selbst.

Vom Kopfe herab wird das Blut auch wohl so gut mittelst wiederholter Laxanzen gezogen. Viele, ja die meisten Kopfkrankheiten, haben ihren Ursprung aus den ersten Wegen: und diese reinigt kein Blutzapfen. Die monatliche Reinigung

befór-

befördern Fuß- und Dampfbäder. In Krankheiten der Brust und des Unterleibes läßt man ungern am Fuß zur Ader: denn im erstern Falle geht die Materie leicht nach dem Unterleibe, und im zweyten wird das Blut nur noch mehr in den leidenden Theilen angehäuft. Im Augenkrankheiten habe ich noch nie gute Wirkungen von Fußaderlässen gesehen, die nicht eben so viel dem Baden wären zuzuschreiben gewesen: und überhaupt werden gerne mehrere Arzneyen zugleich angewandt, und das macht es uns schwer zu bestimmen, was eigentlich am meisten geholfen habe.

Von der ableitenden Wirkung des Blutlassens kann bey einer Aderlässe am Fuß selten oder niemals die Rede seyn.

Noch muß ich anmerken, wie grob zuweilen die Personen, die sich am Fuß eine Ader öfnen lassen, sich irren, wenn sie glauben, daß das Blut ausserhalb dem Wasser der Kälte wegen nicht laufen will, und daß es recht wie ein Rauch zum Schorstein herausfährt, wenn der Fuß ins Wasser kömmt. Ist die Ader und die Oefnung gut; so wird es auch ausserhalb des Wassers frey strömen.

Da also die Aderlässe am Fuß in den meisten Fällen, worin man vorzüglichen Nutzen von ihr erwartet, entbehrlich, in Absicht des abfließenden Bluts so öfters trüglich, bey den mehresten Patienten

enten mit Gefahr, wenigstens mit vielen Vorbereitungen verknüpft, und für den Wundarzt eine ermüdende und bedenkliche Operation ist, so sollte man sich ihrer nicht so häufig bedienen, als leider noch immer zu geschehen pflegt.

Vom Nachlaß der Hospitalkranken.

Es ist gerne der Gebrauch in Hospitälern und Armenhäusern, daß die Kleider, oder besser zu sagen die Lumpen der in einer solchen Anstalt Verstorbenen gesammlet, und zu gewissen Zeiten an die Meistbietenden verkauft werden.

Allerdings bringt diese Lumpenversteigerung etwas ein, und dies kömmt der frommen Stiftung zum Nutzen. Mithin läßt es bey dem ersten Anblick, als wenn dieses Haushaltungsstückchen recht zu loben wäre. Nicht das geringste Scherflein muß eine aus Mildthätigkeit entstandene Anstalt verschmähen; also auch nicht den geringsten Vortheil hintan setzen.

Aber die Sache gewinnt ein ganz anderes Ansehen, wenn man sie näher beschauet. Man bedenke nur, was manches Spital und desgleichen jährlich kostet; wie viele Tausende daran gewandt werden, wie wenig ein Paar hundert Thaler in Betrachtung kommen, wenn etwa eine neue Einrichtung, die nicht einmal immer den Hauptper-

sonen, den Kranken zum Besten gereicht, soll gemacht werden: und man urtheile, ob es denn wohl der Mühe werth sey, bey einem so großen, zum Theil sehr unnöthigen Aufwande, Lumpen zu Gelde zu machen, um die Kasse zu bereichern.

Aber noch eine Betrachtung müssen wir hiebey anstellen, noch eine Frage aufwerfen. Sind nicht alle Stiftungen für die Armen lediglich der Bruderliebe und Mildthätigkeit geheiligt? Wenn ein Spital den Dürftigen aufnimmt, den Hungrigen speiset, den Nackenden kleidet, den Kranken heilt; alles aus wahrer Barmherzigkeit; so kann es nicht die Kleider, den Nachlaß des Verstorbenen verkaufen lassen und sich die daraus gelösete elende Summe zur erlaubten Einnahme rechnen, ohne mit der uneigennützigen Liebe des Nächsten, die das Ganze hergiebt, ein wenig ins Gedränge zu kommen. Das Merkantilische ist mit dem Wohlthätigen nicht ganz verträglich. Daß man für jeden Kranken, der bezahlen kann, Geld nimmt, das ist keineswegs zu tadeln: aber entweder alles oder gar nichts! Für einen Aufwand von zehn Thalern sind ein Dutzend Groschen ein elender Ersatz.

Der armselige Nachlaß sollte den Angehörigen geschenkt, oder gar, wie in gewissen Fällen unumgänglich nothwendig ist, verbrannt oder eingegraben werden.

Daß

Daß in einer Stiftung, die ganz das Werk der Mildthätigkeit ist, wo Reinlichkeit eine Hauptpflicht ist, schmutzige und schäbichte Lumpen aufgehoben, und wie Kostbarkeiten gesammlet und registrirt werden, ist ein Widerspruch. Aber daß ein Spital, das gemeiner Noth gewidmet ist, das den Siechen und Schwachen eine Zuflucht beut, durch diese Ansammlung von angesteckten, giftschwangern Lumpen dem gemeinen Wesen Gefahr und Verderbniß drohen, und leider! nicht nur drohen, sondern auch wirklich bringen soll, das ist etwas ärgers als Widerspruch.

Eine Quelle giftiger Seuchen kann ein Spital werden, wenn die Kleidungsstücke, die ein Kranker, der einem Faulfieber, einer Ruhr u. d. g. unterlag, in einer solchen ansteckungsreichen Krankheit am Leibe getragen, ohne alle vorgängig angewandte Reinigungsmittel unter die Leute kommen.

Vor einigen Jahren wies ein trauriges Beyspiel, wie gefährlich dieser Nachlaß den Mitbürgern werden kann. In einer gewissen reichbegabten Stiftung war es von undenklichen Zeiten her Sitte, daß die Kleider der Verstorbenen samt und sonders in einer dazu bestimmten Kammer zusammen gepackt, und nachgehends, so bald eine hinlängliche Menge da war, versteigert wurden. In dieser Kammer fehlte es an Geräumigkeit und freyem Durchzuge der Luft. Der Spitalbediente, der einmal diese schönen Sachen registriren

sollte, damit sie verkauft würden, fand bey seinem Eintritt in die Kammer einen solchen kräftigen Duft, daß er fast ohnmächtig ward. Er mußte die Gifthöhle verlassen, in sein Zimmer gehen, sich zu Bette legen, wo er auch an dem bösartigsten Fieber den Geist aufgab, nachdem er Frau und Kinder und Dienstmagd angesteckt hatte, die ihm, so zu sagen, auf dem Fuß folgten. In einer Familie, wo man den Kranken ein Nachtbecken geliehen hatte, richtete dies zurückgeschickte Geschirr gleiches Unglück an. Auch in andern Häusern, wo die Magd vor ihrer Bettlägerigkeit zu thun hatte, leistete die Ansteckung ihr Gesellschaft. Glücklicher Weise rettete der Arzt die meisten von diesen; aber die ersten Opfer der Kleiderkammer konnte nichts retten.

Wie würde es nun den Bürgern ergangen seyn, die solche giftige Lumpen gekauft hätten? Kann man sich etwas schrecklicheres denken, als wenn der arme Taglöhner sich und den seinigen für jeden sauer erworbenen Batzen den Tod kaufte, und ihn noch dazu, — großer Gott! noch dazu — in einem Spital, an einem Ort der dem Erbarmen und der Erhaltung geheiligt ist!

Daß Krieg und Kriegsübungen, Handel und Schifffahrt, Unternehmungen und Bauten, Arbeiten, und so gar Belustigungen das Leben der Menschen in Gefahr setzen, das läßt sich nun freylich nicht ändern. Aber, daß ein Spital, das

seinen

seinen Ursprung und seinen Werth von der Wohlthätigkeit hat, auf eine solche unverantwortliche Weise, um eines schnöden Ersatzes willen, eine Pestilenzquelle werden sollte, das wäre abscheulich. Das wäre ein Pendant zu den Gräueln, die unter dem Schanddeckel des christlichen Glaubens vor sich gehen.

Es wäre daher zu wünschen, daß die nachgelassenen Lumpen eines in Spitälern an einer ansteckenden Seuche Verstorbenen zu der Leiche in den Sarg gethan und also mit ihr verscharret würden, so wie man es in Pestzeiten macht.

Was von den an andern Krankheiten Verblichenen nachgelassen worden, und bis zum dereinstigen Verkauf aufgehoben werden sollte, das müßte in einer hohen, über dem Gebäude erhabenen, allen Winden offenen Kammer dergestalt aufgehängt werden, daß aller Gift frey und ohne Schaden der Hausgenossen und Nachbaren könnte wegdünsten, und so zu sagen, von der Zugluft verdünnt werden. Von Zeit zu Zeit müßten die Luftlöcher zugemacht, und die Kammer mit Schwefel ausgeräuchert werden.

Von Betten und Kissen.

In einem guten weichen warmen Bette zu liegen, halten viele für eine von den größten Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens, und pflegen

gen denn auch dieses unschuldigen Vergnügens so lange zu genießen, als sie nur können.

So wie die Kochkunst dem Schlemmer mit Vervielfältigung der Schüsseln und Aßietten einen Augendienst thut, findet auch der Gemächliche dienstbare Geister, die ihm Bett auf Bett, Pfühl auf Pfühl, Kissen auf Kissen legen, damit sein müder Leib behagliche Ruhe, jede Ecke der Gliedmaßen, jede Knorre an Knochen sanfte Lage finde, und die ganze werthe Person eines erfreulichen trocknen warmen Bades genieße. Es giebt Betten, die ein Schaugerüst von Kissen vorstellen, worinn man so tief hineinfällt, als in frischen Schnee, und worinn man im Edderduhn gleichsam ersäuft.

Doch damit ist unser Zeitalter noch nicht zufrieden. Wir sind itzt so zart und empfindlich überall, als wenn wir an jedem Gliede einen Augapfel hätten. Sogar demjenigen Theile des Körpers, der bisher in der Kleidung am meisten vernachläßiget worden, gewährt man itzt Kissen, und sogar Kissen zum Prunk? Was sind die culs à la reine im Grunde anders als verirrte Polster?

Merkwürdig ist es, daß die südlichen Nationen in Europa, die wir doch für so weichlich halten, aus dieser Art Wollust weniger machen als wir. Der Wälsche, der Spanier, Portugiese und sogar der Franzose weiß wenig von Federbet-

ten und vielen Kissen: sie behelfen sich mit Matrazen und Decken. Der Britte liebt kein gethürmtes, warmes und weiches, wohl aber ein geräumiges Bett, worinn er sich nach Herzenslust tummeln, und auch in so weit der edeln Freyheit genießen kann. Von den Kissen, die jedem Gliede gewidmet sind, wie die Eingeweide den Planeten, Nackenkissen, Rückenkissen, Lendenkissen, Kniekissen hat er keine Begriffe; wofern er nicht so etwas bey Beinbrüchen gesehen hat.

Daß die nordlichen Europäer ein gutes Bett lieben, das kömmt natürlicher Weise von der kalten Erdgegend, die uns allerdings wider die Nachtkälte uns zu verschanzen gebeut. Unglücklicher Weise wird das zu einer Gewohnheit, und wir bleiben des Sommers hübsch in den Verschanzungen liegen.

Viele haben schon die Schädlichkeit weicher und warmer Betten geprediget. Aber mit dem Predigen im Leiblichen geht es eben so wie mit dem im Geistlichen: es muß wiederholt werden. Also wollen wir diese Betrachtung heute auch vornehmen. Möchte sie doch lange in fruchtbringender Erinnerung bleiben.

Unläugbar befördern Federbetten die Ausdünstung besser als Matrazen und Decken. Der Körper wird in seiner größern Wärme gehalten; man liegt, wie gesagt, in einer Art von trocknem

Bade; ein Federbett kann einem Sandbade gleich geachtet werden.

Da nun bey uns zu Lande wegen der feuchten Luft die Ausdünstung so öfters leidet, und die rhevmatischen Beschwerden so häufig vorkommen, und da wegen beständig zunehmender Sittenverderbniß die sogenannte Nervenschwäche und Gicht mehr und mehr die Oberhand gewinnen; so thun wir wohl, wenn wir den Federbetten das Wort reden, und gegen die Einführung eines südländischen Gebrauchs in diesem Stücke eifern.

Man kann nicht läugnen, daß man in manchen Federbetten gar zu heiß liegt, gar zu stark schwizt, also um desto leichter sich erkälten kann.

Aber vernünftige Leute werden eine heilsame Mittelstraße zwischen Kühle und Hitze zu halten wissen. Die Zahl und Dicke der Bettstücke steht ja in unserm eignen Belieben. Unser Lager kann sehr geschickt seyn, einen zerschmelzenden Schweiß zu verhüten, ohne daß wir deswegen nöthig haben die Federn zu verbannen.

Alte Leute müssen sich wohl in Acht nehmen, daß sie diese neue Mode nicht mitmachen, und an dem Abend ihres Lebens Experimente anstellen. Kinder aber sollte man gewöhnen, auf Haaren oder Federn gleich gut zu schlafen.

Ob ich gleich kein Freund der Schwitzmethode bin, so muß ich doch auf einen Hauptpunkt meine Leser aufmerksam machen.

Nach sehr heissen Tagen folgt zuweilen eine kalte Nacht, zumal gegen das Ende des Sommers. In einer solchen Witterung, die über Gallenfieber und Bauchflüsse brütet, des Nachts kühl zu schlafen, taugt nicht. Ein Bischen Schweiß im Bette ist zu der Zeit ein wahres Vorbeugungs- und Rettungsmittel.

Und überhaupt macht ein mäßiger, von selbst kommender Schweiß manchen Diätfehler, manchen Stoß den die Ausdünstung den Tag über bekommen hatte, wieder gut. Wir haben manches kleine Fieber, wovon wir selbst nicht einmal wissen, und von diesem Fieberchen ist denn ein Schweißchen die Crisis.

Schwitzen wir jede Nacht, auch wenn wir den Tag über auf keinerley Weise gesündigt haben, so dürfte wohl das Bett die Schuld haben, und so muß man da an eine Ersparung denken. Aber haben wir eine schwere Mittagsmahlzeit gethan, haben wir spät und stark soupirt; sind wir viel in der kalten Luft gewesen; haben zumal die Beine viel von der Kälte gelitten; haben wir ohnehin ein wenig Husten, Schnupfen u. s. w. so ist das arme Federbett unschuldig und verdient vielmehr Dank dafür, daß es einen

Schweis der uns zum Heil gereichte, freundschaftlich unterstützte.

Eine Wiederbelebung.

Von Zeit zu Zeit giebt es bey uns, so wie in England selbst, Betrüger, bald von dieser bald von jener Art. Sie treiben aber nicht lange ihr Wesen ehe man sie entdeckt. Der Aberglaube ist itzt ein wahrer Fremdling zu Kopenhagen; Teufeleyen dienen sogar dem gemeinen Manne zum Spaß, und werden sogar in Gassenliedern lächerlich gemacht.

Ich habe schon in dem dritten Bändchen des unterhaltenden Arztes einer Magd gedacht, die sich gewisser Erscheinungen rühmte, und deren Künste zween andere Aerzte nebst mir entdeckten. Dies Weibsbild hat ihre Strafe im Zuchthause ausgestanden, und die Geschichte des Betrugs beschrieben, ohne der darinn verwickelten Personen viel zu schonen. Der Arzt, der damit zu thun hatte, ist seitdem auf der Ueberfahrt nach Westindien ertrunken.

Von einer andern Weibsperson ließen sich viele bethören. Sie lag lange ohne zu essen oder zu trinken, auch ohne die bekannten beyden natürlichen Ausleerungen zu haben, hatte Anfälle von Begeisterungen und predigte darinn, daß es recht erbau-

erbaulich zu hören war. Man glaubte einen der wohlredendsten Homileten zu hören. Sie war das Wunder der Stadt. Endlich kam sie an einem andern Orte, unter der Pflege einer gescheiten Wittwe, zu liegen, behielt aber ihre Wärterinn, und setzte ihre scheinbare Enthaltung und das Predigen fort.

Die Wittwe war viel zu klug dem Dinge zu trauen. Sie konnte das nicht begreifen, was doch andere begriffen hatten, wie es zugienge, daß eine Kranke, die in vielen Monaten, (wo mir recht ist, in anderthalb Jahren,) nichts genossen hatte, nicht stärker abgefallen wäre, und noch immer so tapfer predigen konnte. Sie griff zu dem alten wohlbekannten Mittel — dem Loch in der Thür. Da lauerte sie nur eine halbe Nacht und siehe! die Wärterinn zieht unter ihren Kleidern ein Stück kalten Braten, ein tüchtiges Franzbrod, und eine Flasche Bier hervor, nachdem die Kranke der beyden vorerwähnten natürlichen Bürden war entledigt worden. Unter der Mahlzeit brach die Pflegerinn hinein und nöthigte die beyden Betrügerinnen zum Bekenntniß. Damit war die ganze Historie vorbey; man hörte gar nichts mehr davon, wie denn gerne der Fall ist, wenn Personen von Bedeutung sich haben hintergehen lassen.

Vor einem Monate spielte eine Matrosenwittwe eine ganz neue Rolle. Sie war Interessentinn in einer sogenannten Leichenkasse, welche ihren

Kin-

Kindern zu seiner Zeit zwanzig Thaler zum Begräbniß auszahlen sollte. Um dieses Geldes habhaft zu werden, mußte sie vorgeben, daß sie gestorben wäre. Sie legte sich also zu Bette und stellte sich krank, ließ den Arzt kommen, der sie denn matt und schwach fand, und ihr etwas ordinirte. Endlich ward auch ein Geistlicher gerufen, der ihr auf Verlangen, als seiner auf den Tod liegenden, das Abendmahl mittheilte, und nun starb sie dem Ansehen nach und ihre beyden Töchter legten sie wie eine Leiche in einer andern kalten Kammer hin. Darauf holten sie ein schriftliches Zeugniß von dem Prediger und dem Compagniechef, daß sie Todes verblichen wäre, und gegen dieß Zeugniß wurden die zwanzig Thaler ausbezahlt.

Da dies Geld erhascht war, etwa ein Paar Tage nach dem vorgegebenen Sterben, fand die Todte für gut, wieder aufzustehen. Das Geschrey davon gieng von Haus zu Haus. Jedermann aus der Nachbarschaft drängte sich herbey, um dies Wunder zu sehen. Man mußte aber an der Thür bezahlen. Die Policeybedienten, die den Handel auskundschafteten, zahlten unbekannter Weise auch für die Entree.

Die Auferstandene erzählte sehr zuversichtlich, daß sie gleich nach ihrem Verscheiden in der Wohnung der Seligen angelangt wäre. Diese wären einem schönen Garten ähnlich. Ihren seligen Mann hätte sie mit ihren verstorbenen Kindern an einem

blanken

blanken Tisch sitzen sehen; er hätte aber gesagt, sie müßte noch erst ein Jahr auf Erden wandeln und sich noch mehr von allem bösen Wesen reinigen. Alles dies belustigte den größten Theil des Volks; einige aber fanden doch das Ding nicht so ganz unglaublich.

Der Policeymeister erfuhr nicht so bald diese Geschichte, als er sich in Begleitung des Stadtphysicus persönlich bey ihr einfand, Mutter und Töchter setzen ließ, und nach Untersuchung der Umstände und geschehenen Geständniß des Betruges, alle drey ins Zuchthaus schickte.

Etwas von der medicinischen Aufklärung des Volks.

Kein Stand in der Welt ist mehr verpflichtet, auf das heiligste verpflichtet, sich zu den niedrigsten Volksklassen herabzulassen, und, seiner Bestimmung gemäß, an Menschenrettung und Menschenerhaltung ohne Ansehen der Person zu arbeiten, als die Aerzte; aber keiner sucht sich dieser heiligen Pflicht mehr zu entziehen, keiner sieht in der Wahl der Nebenbürger, unter welchen er sich im Kreise zu drehen wünscht, mehr auf die Schale, die trügliche, gleisnerische Schale, als eben dieselben, die Aerzte. Die Mediciner haben in ihrem Mittel die meisten Trompeter der Menschenliebe, der Aufklärung und wie die

Sprache des Tages weiter heissen mag. Alle Tage hört man sie blasen; aber wenn man zusieht, so ists ein lediger Postwagen. Die Ausübung der Menschenliebe, das Arbeiten an der Aufklärung, am Umsturz des Aberglaubens und der Vorurtheile, das Bemühen um das Heil, um die Zurechtweisung des irrenden oder betrogenen, um die Rettung des verwahrloseten Nebenmenschen, hat bey den sogenannten besten unter den Aerzten wenig zu bedeuten. Wenn man schreibt, und schreiben läßt, Bücher die der gemeine Mann nicht liest; wenn man in öffentliche Blätter, in Kalender etwas einrückt; wenn man landesherrliche Medicinal-Verordnungen bewirkt, denen nicht nachgelebt wird; wenn man Spitälern vorsteht, und neue Einrichtungen macht; so glaubt man alles gethan zu haben, was gethan werden konnte.

Gethan werden konnte! Ach Gott! gethan werden kann gar viel, wenigstens überschwenglich mehr als mit allem jenem!

Herunter von deiner Höhe, Arzt, wenn du Bürger-Freund, Volksaufklärer, Menschenretter seyn willst! Herunter zu den Geringen und Armen, wenn du nicht willst medicinischer Prälat, sondern Apostel seyn! Heraus aus dem glänzenden Kreise, hinauf mit dir in die Dachstuben und hinab in die Keller, wenn es dir um das Heil zu thun ist, das du in Gesellschaften und Schriften baßgeigenähnlich schnarrest! Heraus mit dir aus der Ruelle der Großen, weg

aus

aus den gepolsterten Lehnstühlen, wenn du willst gefährliche und verderbliche Vorurtheile und Marktschreyer bestreiten! Die ärgsten Vorurtheile, die ärgsten Caglioſtro herrschen unter dem gemeinen Mann: der wird am öftersten und kläglichsten ihr Opfer, und der ist doch dem wahren Weisen nicht minder erhaltungs- und erleuchtungswerth, als jener andere Stand, den ihr besser nennt, dem ihr den Namen der guten Gesellschaft und der feinen Welt, den Cremor generis humani nennt. Wenigstens für euch, die ihr Aerzte heissen wollt, muß der Geringe auch wichtig, und sein Leben und Gesundheit auch heilig seyn.

Aber vielen, nur gar zu vielen unter euch ist der Niedrige ein Ekel, ein Gräuel. Sie fürchten sich vor ihm wie vor einem Pestkranken. Nicht nur das physische Uebel, das dem gemeinen Manne anklebt, scheuen sie; es giebt auch medicinische Abbees, denen bey der unvermeidlichen Annäherung eines Geringen angst und bange ist, von den Sitten und der Sprache, ach! der abscheulichen Sprache des Pöbels angesteckt zu werden, so daß man es ihnen in den erhabenen Kreisen, worinn sie sich wälzen, anhören könnte, daß sie sich in ihrem Beruf encanaillirt hätten. Wenn der gute Ton verderbt würde, den sie so mühsam erhascht haben; wenn ein gemeiner Ausdruck sich in ihre so gereinigte Sprache mischte, welch ein Unglück wäre das nicht?

Wenn ein Kavalier in die verächtliche Wohnung eines armen Mannes, bey dessen Kinde er auf Befehl einer Dame Gevatter stehen muß, nicht ohne Grausen hinein tritt; wenn er sich in dieser Hütte so isolirt zu halten sucht, als wenn er sollte elektrisirt werden; wenn er bey dem herzlichen Anreden dieser guten Leute, das er freylich mit bezaubernder Herablassung erwiedert, ein wenig seekrank wird; so kann ich das entschuldigen. Aber, wenn der Arzt, der Mann aller Stände, so kammerjunkerirt, und bey dem gemeinen Manne auch steht als wenn er Gevatter gestanden wäre; wenn er so sichtbarlich verräth, daß er sich zu einer Klasse von Menschen rechnet, mit welchen er sich doch nun und nimmermehr ganz verähnlichen, so völlig auflösen kann, daß er nicht, wie Mineralkermes, durch die bloße Abkühlung zu Boden fallen sollte, — wenn man das sieht, so muß man lachen.

Man wirft den Professoren Kathederstolz vor. Aber wenn sie darinn eine Ehre suchen, daß sie in ihren Hörsalen Volksführer, Gesetzgeber, Orakel sind; so ist das denn doch nicht so lächerlich, als wenn man sich darum, weil man den Großen nachtritt und nachbetet, erhaben dünkt.

Doch zur Sache! Ewig bleibt der gemeine Mann bey allen Aufklärungsschriften, bey allem Bestreben ihn aus Vorurtheilen heraus zu reissen und ihn von Pfuschern zu befreyen, in Vorurtheilen

theilen versunken und von Pfuschern gebunden und geschunden.

Das kömmt davon her, daß die rechten selbst aufgeklärten Aerzte immer mit ihm in einer fremden Sprache reden, das heißt, glauben, Bücher, gedruckte Zettel, Zeitungen, Almanache, wollen es thun. Alles dies, wäre es von Engeln geschrieben, richtet wenig aus: Weiber und Quacksalber erklären es für Tand und Arztlist.

Selbst muß man zu dem Geringen und Niedrigen kommen, selbst mit ihm reden, und aus eigenem Herzen in sein Herz reden, wenn man ihn belehren und bekehren will. Aber das thun die Aerzte nicht, die gerade am meisten Ansehen und Gewicht hätten. Entweder entziehen sie sich gänzlich diesem Geschäfte, wozu denn viele auch Amtshalber genöthigt sind: oder sie verderben alles durch das Benehmen dabey.

Wenn wir uns zu dem gemeinen Mann herablassen, (wie manchmal buchstäblich der Fall ist,) so muß dieser Besuch nicht der Offenbarung eines höhern Wesens gleichen; so müssen wir keine ängstliche Besorgniß physischer und moralischer Contagion verrathen: so müssen wir nicht in der Hofsprache reden, nicht die Gemeinstellen des Vorgemachs anbringen, sondern uns so ausdrücken, daß sie uns verstehen, eine Wärme zeigen, die ihr Herz aufschleußt, daß unsere Worte Eingang fin-

den, liegen bleiben, keimen und zu seiner Zeit Frucht bringen.

Weiß der Geringe, daß wir uns wie Trabanten um Excellenzen wälzen, so meynt er, daß unser Besuch, unser Theilnehmen nur aus leerer Pflicht herrührt, daß alles was wir thun, nur Amts oder Schande halber geschieht.

Daß ein Rath, für den man kein Geld nimmt, viel werth seyn sollte, das kann er auch nicht glauben. Kupfern Geld, kupferne Seelmessen, ist ein gar zu bekanntes, und leider! gar zu wahres Sprichwort.

Der ächte Arzt nimmt kein Geld, kann auch Ehren halber das wenige, was man ihm geben könnte, nicht annehmen. Das legt man aus, als wenn er es verachtet, weil es zu wenig ist: und auch der Tagelöhner hat sein Point d' honneur; zu wenig will er nicht geben, viel kann er nicht geben; umsonst will er auch nichts haben; also bleibt er bey seinem Afterarzte.

Der redet mit ihm im vertraulichsten Tone, redet mit Zuversicht, und, wie er glaubt, mit verkannter und gekränkter Würde, gewinnt sein Vertrauen, nimmt sein Geld und beruhigt dadurch seinen Stolz, und bleibt also im Besitz der Praxis, des Wucherns und des Würgens.

Die Tilgung des Aberglaubens, der Vorurtheile, des Vertrauens auf Pfuscher muß nie von Volksschriften, die das Volk nicht liest oder doch nicht mit Nutzen liest, nie von Medicinalanstalten, die einen Zwang, einen empörenden Zwang auflegen, erwartet werden. Es ist ein Bekehrungsgeschäfte: Apostel werden dazu erfordert, und die Sprache der Fischer. Persönlicher, wiederholter, freundlicher Besuch, vertrauliches, aus der Seele strömendes Zureden, anschauliche Darstellung, und vor allen Dingen Hintansetzung aller Hoheit, aller äußerlichen falschen Würde, alles Gezieres, alles Hoftons, ist nöthig, wenn man das Volk belehren will.

So lange das nicht geschicht, richten wir nichts aus: so lange die Aerzte sich nicht in die Quartiere einer Stadt theilen: nicht von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte gehen; nicht jeder Familie, die keinen ordentlichen Arzt hat, die Wahrheit predigen; nicht den Pfuschern gerade auf den Leib gehen; diese Günstlinge nicht ausstechen und verdrängen; bleibt der arme geringe Nebenbürger ein Raub dieser Unholden.

Ein Wörtlein an Herrn Hofrath Gruner.

Sie haben für gut gefunden in Ihrem letzten Almanach zu melden, daß ich mich nicht schämte in einer von mir errichteten Mädchenschule, deren ich mich auch mit Hintansetzung meiner Praxis annähme, den Kleinen Unterricht im Französischen und in der Geographie zu geben. Dafür mich zu schämen brauche ich nun freylich nicht. Ihr Correspondent hat Ihnen aber nicht gemeldet, daß diese Kleinen, Mädchen von zehn bis funfzehn Jahren waren, daß meine eigne Tochter mit darunter war, und daß diese einem Vater so verzeihliche Beschäftigung nur so lange gewährt hat, als die Tochter in dieser Schule war. Ich habe mich niemals in die Kritik des Privatlebens eines Arztes eingelassen. Diese Art von Kritik sollte man doch den Weibern lassen.

Das Hauskreuz zu Kiöge.
Ein Beytrag zur Geschichte der Hexenprocesse.

In der Stadt Kiöge, auf der Insel Seeland, 4 Meilen von Kopenhagen belegen, einer Stadt die der im dasigen kleinen Meerbusen erfochtene Sieg des großen Admirals Juel über die Schweden merkwürdig gemacht hat, wohnte um das Jahr 1608. ein Kaufmann oder Krämer, der unter dem Namen Hans Barskiæer (Bartscheer) bekannt war, (also wohl vormals ein Feldscheer oder Barbier gewesen seyn mag, weil man in Dännemark gerne den Mann nach dem Gewerbe zu benamen pflegt.) Man nannte ihn auch Hans Krämer.

Dieser Kaufmann hatte kleine Geschäfte mit einer gewissen Johanne Thomsen. Sie kaufte vieles bey ihm. Da aber eine Hexe, mit Namen Kirsten Snedkers (Tischler Kristine) die Johanne als eine Mitwisserinn und Theilnehmerin an ihren Teufeleyen angab, wollte der gute Mann nichts weiter mit ihr zu schaffen haben. In der Folge spielte er ihr noch einen Possen. Ein Haus ward an den Meistbietenden verkauft: sie möchte es sehr gern gehabt haben, aber Hans Bartscheer bot mehr als sie bieten konnte. Das war ein Strich durch die Rechnung, den sie ihm nicht vergeben konnte.

Sie vereinigte sich daher mit einer Hexengesellschaft die damals zu Kiöge ihr Wesen hatte. Von diesen müssen wir nun auch ein Wort sagen.

Erstlich ward schon im Jahr 1601 eine gewisse Helene, als eine boshafte Zauberinn angeklagt, die verschiedenen Männern ihre Mannheit genommen, und zumal einem Wittwer, Lors Boesen, der sie nicht zum Weibe nehmen wollen. Dieser Mann bekam durch ihre Künste einen solchen Schaden an seinen heimlichen Theilen, einen offenen Schaden, woraus die Eingeweide, und alles was er genossen hatte, hervortraten. (Man sieht daß dies mag ein eingeklemmter und brandichter Bruch gewesen seyn.) Ein andermal hatte sie ein Sturmwetter gestillet, das sie am Nußsamlen hinderte.

Noch ein paar andere Hexen wurden damals verbrannt, und giengen mit der Aussage daß Tischler Kristine mit von ihrem Gewerbe wäre, zum Tode. (Auf dieses Zeugniß, womit die Verurtheilten zum Scheiterhaufen giengen, und worauf sie bis in den Tod beharrten, fußte man damals sehr.) Man beschuldigte sie, daß sie einem Manne eine solche Hitze in die Beine gezaubert hätte, daß sie ordentlich rauchten wie eine Kohlbrennergrube. Einem Mädchen hatte sie den Teufel in den Leib gejagt, der denn auch aus dem Munde der Besessenen ausdrücklich gestand, seine Frau oder Gebieterin wäre Tischlers Kristine Sieben Pfund Fleisch (vermuthlich ein Spottname.)

me.) Auch bezeugte Hans Skytte, daß er, zu der Zeit, da er im obersten Rathskeller saß, einmal gar deutlich gehört, wie in dem Loche unter ihm, worin die Kristine eingesperrt war, ein schreckliches Getöse entstanden, worauf allerley Stimmen, grobe und feine, in einer kauderwelschen Sprache zwey Stunden lang durch einander geplappert hätten. Allem diesem Gewäsche ward heilig geglaubt. Und endlich gestand das arme Weib selbst alles was man haben wollte; daß sie ihren Gott und Herrn abgeschworen, mit ihrem Engel Haffe gebuhlt, und selbigen in diesen Schäferstunden bald wie ein Kätzchen, bald wie einen Jüngling, bald wie einen bösen und schrecklichen Mann gesehen hätte. Die Richter mögen im Fragen sehr ins Detail gegangen seyn; denn sie gab ihnen in Absicht auf den gepflogenen Beyschlaf eine Auskunft die wir uns auszuzeichnen schämen.

Diese Tischler Kristine beschuldigte auch die obengedachte Johanne, daß sie bey ihr gewesen, um mit ihr die Bezauberung eines Mannes, dem sie gehäßig war, zu verabreden; weil aber die Partheyen sich verglichen, so wäre nichts daraus geworden.

Noch eine andere Hexe, die unter dem Namen Maren Jydeguinde (das jütische Weibsstück) bekannt war, mußte, wie man es nannte, in die rothe Flamme. Sie hatte eine Magd krüppellahm gezaubert, weil selbige ausgebracht, daß sie ein

Paar

Paar kohlschwarze Jungen an ihrem Bette gesehen. Sie war Schuld daran, daß Jacob der Faßbinder mit seinem Weibe in Uneinigkeit lebte, denn sie hatte einen Teufel ins Haus gethan. Sie hatte Oluf, den Brauer zu Wallöe, der ihr einen Trunk Bier verweigert, außer Stand gesezt, sein Würze zum Gähren zu bringen.

Die Geschichte von der Teufeley in Hans Bartscheer's og Hans Krämers Hause hat seine Frau aufgezeichnet.

Zuerst hörten sie einmal des Nachts im Bette, wie es unter dem Kopfkissen gluckte wie eine Henne. Sie stunden auf und warfen das Stroh aus dem Bette, NB. mit langen Stangen, fanden aber nichts. Nicht lange nachher begegnete ihr des Abends vor der Hofthür eine schreckliche Kröte, auf Hühnerbeinen. Sie rief das Hausgesinde zusammen, aber die Kröte auf Hühnerbeinen war schon verschwunden. Die folgende Nacht sah eine Magd im Hause als sie ein Licht anzünden mußte, eine Teufeley, wovon sie ein halbes Jahr krank lag. Nachgehends klagte ein Töchterlein von acht Jahren bitterlich über einen häßlichen großen Gesellen, in schönen Kleidern aber mit einem abscheulichen Knebelbarte und zweyen höllischen Augen, der immer hinter ihr her wäre, sobald ihr Vater den Rücken wandte. Man achtete nicht darauf; aber des andern Morgens fand man das Kind ganz verdrehet, es konnte nicht schlucken.

Man

Man schrie zu Gott und das half auch: die Kranke erholte sich.

Aber izt kommt das Gräßlichste. Ein anverwandter Knabe im Hause 12 Jahre at der auf dem Boden schlief, wollte, nachdem Hans Bartscheer nach Deutschland verreiset war, nicht länger droben liegen, weil da so viel Teufeleyen um ihn wären. Die Frau bettete ihm daher in ihrer eignen Kammer. Aber gleich in der Nacht bebte das Bett unter ihm, die Augen stunden starr offen und das Maul war stramm gesperrt. Endlich erholte er sich, wußte aber nicht wie ihm geschehen war. Er schlief doch ein, sah aber des Morgens ganz verstört aus.

Des Abends darauf beym Abendessen, als die Hausmutter ihn vermahnte sich beym Schlafengehen Gott zu befehlen, damit es nicht wieder so gienge, fuhren die Thüren aufeinmal auf, und der Knabe ward von einer unsichtbaren Hand zum Hause hinaus in den Hof geführt, und schwebte mit bebendem Kinn, offenem Munde, emporgestreckten Armen, anderthalb Ellen über der Erde in freyer Luft, und obgleich die Frau und das ganze Hausgesinde aus allen Kräften zogen und zerrten, um ihn wieder an die Erde zu bringen, so blieb er doch schwebend in der Luft, bis daß sie endlich zu dem großen Mittel, zum Niederknien und Beten griffen, siehe! da ließ es ihn los, und

er kam wieder an die Erde und auf den Beinen zu stehen.

Ich erinnre mich nicht etwas dreisteres und unverschänteres von Teufeleylügen gelesen zu haben. So aerostatisch hat sich doch wohl kein Besessener gewiesen. Andere holte der Teufel fort: aber hier machte er einen Ballon daraus.

Als Jacob Brede, so hieß der junge Besessene, aus der Luft wieder zurück gekommen war, und man ihm das Maul aufgebrochen hatte, erzählte er, der Satan habe unter dem Gebet das Reißaus nehmen müssen, und sey in den Brunnen hinabgefahren. Die Hausmutter fragte ihn, ob er sich mit dem Teufel verschworen habe. Das betrübte ihn sehr, und er versicherte mit Thränen, dazu hätten seine Eltern ihn viel zu christlich erzogen.

Aber in demselben Augenblick hörte man ein unverständliches Gepolter. Das war nun, wie der Knabe sagte, der Gott sey bey uns, der mit ihm sprach. Auch sah man Feuer im Hofe hin und her fahren. Das spie denn auch der leidige Satan. Gegen Morgen unter fortgesetztem Beten schlief der Knabe ein, und erwachte um eilfe.

So gieng es Tag vor Tag: und die arme Frau durfte diesen Jammer keinem Menschen klagen. Der Teufel offenbarte dem Jungen auch, daß er dem ehrlichen Hans Bartscheer vierzehen Jahre lang nach-

nachgestellt hätte; doch hätte der große Mann (Gott) dem er immer in den Ohren läge, sich seiner angenommen; dafür aber habe er ihm erlaubt ihn, den Burschen, zu peinigen. Der gute Jacob beweinte deswegen, daß er aus Deutschland nach Dännemark ziehen müssen, um hier dergestalt zu leiden.

Dies Leiden nahm immer zu. Bisweilen streckte er die Arme von sich, legte den Kopf auf die Seite und die Beine an einander, so daß er aussah (so drückt die Geschichtschreiberin sich aus,) wie der Heiland am Kreuze. (Der schändliche Bube, oder vielmehr das abscheuliche Weib!)

Endlich kam Hans Bartscheer zu Hause. Der ließ gleich in den Kirchen, so wohl auf dem Lande als in der Stadt für den Knaben bitten, hielt auch drey Sonntage nach einander ein Fasten, so daß weder Vieh noch Menschen zu essen oder zu trinken bekamen.

Gleichwohl dauerte das böse Wesen fort, so gar an diesen strengen Bußtagen. Der Knabe hieng zuweilen an den Balken unter dem Boden im Zimmer, wie ein Papagey am Ringe. Alles was seiner Mutter auf Reisen, oder den Hexen im Gefängniß geschah, eröfnete der Böse durch seinen Mund. Der Teufel ließ sich in allerley Gestalten sehen, so gar als ein Prediger. Nicht nur schreckte er die Kinder im Hause, sondern vergriff

sich auch an den Katzen, und führte sie in der Luft umher. Die frommen Christen und Mitbürger, die zum Besuch kamen, hatten ihre Noth. Endlich mußte der gute Hans Krämer selbst daran glauben. Der Satan plagte ihn in Gestalt einer großen Ratze gar jämmerlich des Nachts, bis daß ihn endlich ein kräftiges Stoßseufzerlein davon befreyete.

Merkwürdig ist es, daß seine Frau Gemahlin am besten davon kam, wenn wir einige Fährlichkeiten auf kleinen Reisen abrechnen. Aber ihrer Mutter gieng es ärger. Der Böse zerprügelte sie einmal jämmerlich; und zwar, welche Arglist! nahm er dabey die Gestalt der Tochter an. Die Alte und die Stadt glaubten, es wäre Frau Anna Hans Bartscheers in Person gewesen; man that ihr aber Unrecht: es war der Teufel, das versicherte sie heilig.

Mit den Geistlichen hatte dieser manchen Strauß, und zuweilen giengs ihm übel. Der Pfarrer in dem Kirchspiel, Magister Nicolaus, war sehr thätig ihn fortzuschaffen. Er predigte, bat, und bannte gar gewaltig. Eines Tages hatte sich der Satan auf der Summarie gelagert, da fieng der Mann ein kräftiges Gebet an, der böse Feind stürzte herunter und that einen garstigen Fall. Das gestand er selbst.

Merk-

Merkwürdig ists, daß er sich auf Latein gar nicht einlassen wollte. Damit sagte er, wollte er sich nicht den Kopf brechen. Dahingegen bat er den Pfarrer eines Tages, daß er doch dem Besessenen ein Stück von dem Braten schicken möchte, den die Pastorin am Feuer hätte.

Daß irgend ein Arzt wäre zu Rathe gezogen worden; daß man den geringsten Verdacht wegen Betrügerey gehabt, davon liest man nichts. Nach der damaligen Landesverfassung waren die Richter meistens gute, ehrliche, aber einfältige Bürger.

Hans Bartscheer starb ein Paar Jahre nach seiner Heimkunft. Er machte aber erst die Sache anhängig und brachte ein Paar vermeintliche Hexen auf den Scheiterhaufen. Seine Frau heirathete nach einem dreyjährigen Wittwenstande, einen Curt Richter und ward 19 Jahre nachher zum zweytenmale Wittwe. Eine von ihren Töchtern ward in der Folge Bürgermeisterin in Kiöge, starb aber in Armuth in hohem Alter. Der Knabe Jacob Brede ward von der Pest weggeraft.

Nichts kann elender seyn als die Beweisgründe, worauf die armen Weiber verdammt wurden. Unter andern war das Zeugniß eines Ladendieners des alten Hans, daß ihm eine Zigeunerin zu Travemünde berichtet, Johanne Thomsen habe den Teufel in seines Herrn Haus gebracht, von tödtlichem Gewicht. Auch schrie der Besessene immer,

diese seine Gebieterinn Johanne Thomsen sollte man ihm verbrennen. Ein Weibsstück, mit Namen Anne Simons bezeugte, sie hätte an der Gefängnißthür gehorcht und vernommen, wie die Johanne dem Teufel vorgeworfen, daß er sie von Gott und ihrer Seelen Heil abgewandt, und wie sie ihm feyerlich entsagt hätte.

Dies arme Weib wollte im Gefängniß keine Speise zu sich nehmen, die von Hans Bartscheern kam, bat aber daß sie aus ihres Mannes Küche dürfte gespeiset werden. Es scheint aber, daß damals der Kläger habe die Eingezognen auf eigne Kosten füttern müssen. In der Zeit da die Gefangene nichts von ihres Verfolgers Speisen aß, sollen aus manchen Häusern die fertigen Braten unsichtbar geworden, also vom Teufel ihr zugebracht worden seyn.

Wenn nun ein solches armes Weib in ihrer Angst noch andere angab, so wurden die eingekerkert, peinlich angeklagt und zum Feuer verurtheilt. Auf diese Weise kostete die Teufeley in Hans Bartscheers Hause folgenden Personen das Leben: 1. Johanne Thomsen. 2. Mette Bangbors. 3. Kristine Lars Tochter. 4. Anneke Christophers. 5. Else Holtug. 6. Brigitte Rockendrechslers. 7. Kathrine Erichs. 8. Anne Olufs. 9. Mette Navnes. Eine zehnte, Waldburg Böttgers, war so glücklich aus dem Gefängniß zu entkommen

Man

Man vermuthet auch, daß ein Seesturm, der 1590 die Ueberfahrt der dänischen Prinzessin Anna nach Edinburg gehindert, von dieser Hexenbande sey verursacht worden.

Das Lustigste ist der Einfall der Mette Banghors. Als der Teufel einmal sich weigerte auf das Beschwören einiger Kandidatinnen zu erscheinen, weil es unter seiner Würde wäre, Leuten Gehör zu geben, die keine Hörner hätten, (es waren keine Ehemänner dabey) holte sie einen eisernen Topf, sezte ihn auf den Kopf und sagte: Komm, izt habe ich noch ein Horn mehr als du. Ein bon mot das desto größern Werth hat, da es bey einer Gelegenheit gesagt worden, wo die gewöhnlichen Bonmotisten wohl dürften ein wenig unfruchtbar oder unvermögend gewesen seyn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tode, Johann Clemens,

Der unterhaltende Arzt über Gesundheitspflege, Schönheit ...

Bd.: Bd. 4

Kopenhagen 1789

Bamberg, Staatsbibliothek -- Hyg.o.100(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11699196-9
VD18 8009855X-001